Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 19 — Gotha, 4. Oktober 1930 — 44. Jahrgang

Inhalt: Fortschritt [Sp. 905] — Der Zug zum Jenseits in der Religion [Sp. 906] — Proletarisches Freidenkertum und Kirche [Sp. 912] — Zum Weltfrieden durch die Religionen [Sp. 916] — Verantwortlichkeit und Schuld im Lichte der neueren medizinischen Forschung. Schluß [Sp. 919] — Ueber die Todesstrafe [Sp. 925] — Foerster und Kübel. Zum Fakultätenartikel des evangelischen Konkordats [Sp. 927] — Der Ring [Sp. 931] — Bücher und Schriften: Das Wort und die Existenz (Siegfried); Luther und Kant (Siegfried); Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (Otto); Religiose Verwirklichung (Tillich). Die Ethik des h. Augustinus (Mausbach); Augustin (Klein); Juden und Araber in Palästina (Wiener); Volkswirtschaft der Sowjet-Union (Zugow); Die Kerker von Budapest (Kémeri); Argentinische Antikriegsbücherei; Jugendrecht (Wegner). Napoleon an Josephine (Szasz); John Cowper Powys (Solent); Ghond (Mukerdschi); Tarka der Otter (Williamson) [Sp. 933] — Der geheimnisvolle „Schamir" [Sp. 942] — Welttagung des Jugendbundes für Entschiedenes Christentum [Sp. 943] — Internationales Jugendlager für Freundschaftsarbeit der Kirchen [Sp. 946] — Deutscher Verein gegen den Alkoholismus [Sp. 948] — Wöchentliche Chronik [Sp. 949] — Verschiedenes: Nach der Reichstagswahl; Kleine Mitteilungen [Sp. 950] — Versammlungskalender [Sp. 950] — Anzeigen

Fortschritt

Und siehe da, es war sehr gut. 1. Mos. 1, 31

Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Matth. 5, 48

Ich erinnere mich nicht, das Wort „Fortschritt" in der Kirche gehört zu haben. Im Gesangbuch steht es nicht, dafür ist es zu prosaisch. Aber in der Predigt könnte es doch seine Stelle haben. Und vielleicht hat es die auch heute, aber dann gewiß nur ablehnend. Indem die Fortschrittsidee, der Fortschrittsgeist kritisiert und karikiert wird.

Ich muß mich des Wortes annehmen. Ob von meinem „alten Menschen" her? Jedenfalls sitzt es mir im Blute. Ich kann früh nicht aufwachen, ohne den Gedanken „Ein neuer Tag ein neues Leben" und ohne den Begriff, daß es nun irgendwie vorwärts geht. Auch wenn die rechthätten, die da meinen, unser persönliches und gemeinsames Leben gehe von Katastrophe zu Katastrophe: die Seele hat nicht Raum für diese Katastrophentheorie, sie läßt sich damit nicht füllen, sie kann nur leben, als ob es vorwärts ginge nach einem Ziel, einem hohen, vielleicht fernen, aber erreichbaren Ziel. Sie will fortschreiten, diesem Ziele sich nähernd; sie will auch um sich her etwas von Fortschritt spüren, ihm dienend und durch ihn aufrecht erhalten, mag es durch noch so viel Hemmungen, Enttäuschungen und — Katastrophen hindurchgehn.

Fortschritt ist ein Spottwort worden. Das mag seine Ursache haben. Aber für mich gehört der Glaube an den Fortschritt zum täglichen Brot. Unser täglich Brot gib uns heute.

Dieser Glaube wäre unfromm? Für viele Christen von heute geht die Geschichte Gottes und der Menschen erst mit dem Sündenfall an. Von dieser „Tatsache" aus wird alles gesehen, alles gefolgert. Sie konstituiert ihre christliche Weltanschauung, ihre Glaubenslehre.

Aber vor Genesis 3 steht doch Genesis 1 und 2. Und ich kann nicht finden, daß Gott der Herr so abgedankt habe zu Ehren des Menschen, wie die übersteigerte Schätzung seines „Falles" das anheimgibt. Ich denke, er hat diesen Fall viel mehr, als wir lehren, in seine ewige Absicht hereinbezogen; er hat viel mehr, als für die praktische Unterweisung herauskommt, seine Schöpferhand im Spiele behalten. Er hat den Menschen fair play gegeben, aber er konnte das auch, denn er wußte, daß er mit seinen ewigen Absichten doch obsiegen werde.

Es geht vorwärts auch in der sündigen Menschheit, mit der sündigen Menschheit. So denkt christlicher Fortschrittsglaube und empfängt durch alle Dunkelheiten hindurch immer wieder ein helles bestätigendes Licht. R

Der Zug zum Jenseits in der Religion

Es geht mit der Religion wie mit so manchem anderen. Wir können nicht recht sagen, was sie ist. Die Worte, die wir zu ihrer Beschreibung benutzen, sind selbst wieder so dunkel. Und doch kennen wir sie. Wenn wir von ihr reden, reden wir von Eigenem. So wissen wir mit Sicherheit die Gesangbuchlieder herauszufinden, in denen die religiöse Saite am reinsten und stärksten schwingt. Es sind vor allem die, die von den letzten Dingen handeln. „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen", „Wachet auf, ruft uns die Stimme", „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", „Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt". Trotz aller Rätsel und Seltsamkeiten macht immer wieder die Offenbarung Johannis einen besonders erschütternden und herzerhebenden Eindruck auf alle religiös empfänglichen Gemüter. Wir können daraus ersehen, daß die Religion irgendwie auf das „Jenseits" bezogen ist.

Das wurde seit dem Beginn des Aufklärungszeitalters vielfach vergessen, aber es ist heute von Neuem entdeckt worden. Doch was soll mit dem fremdartigen Begriff „Jenseits" gesagt sein? Man könnte auf die Frage durch einen Hinweis auf die Jenseitsvorstellungen der Religionsgeschichte antworten. Wir wollen einen anderen Weg, den Weg der Selbstbetrachtung, einschlagen.

*

Im Jetztpunkt, in dem wir stehen, durchschneiden sich im rechten Winkel zwei Gerade. Die Vertikale, in der der aufgerichtete Mensch sich von der Erde emporhebt — wir erinnern uns an die Bedeutung, die Herder dieser Haltung des Menschen beimißt — kann als Symbol des Verhältnisses von endlich und unendlich, zeitlich und ewig, relativ und absolut gelten, eines Verhältnisses, in dem der Jenseitsgedanke seinen nächstliegenden, unmißverständlichen Ausdruck findet. Die Horizontale dagegen, die unseren Fußpfad entlang läuft, stellt das Verhältnis von Gegenwart und Zukunft dar, und darin kündigt sich eine andere mögliche Fassung des Jenseitsgedankens an. Das menschliche Auge aber umgreift beides, den Weg vor uns und ein Stück des Himmels über uns, und das mag uns schon an dieser Stelle darauf hinweisen, daß im Jenseitsglauben der Religion eine Synthese von beidem, von Ewigkeitserleben oder Ewigkeitssehnsucht und Zukunftshoffnung, möglich sein muß.

*

Aber die erste Vermutung ist unfraglich, daß in der Religion ausschließlich die Vertikale Geltung hat. „Empor die Herzen!" „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich

nichts nach Himmel und Erde". Gewiß, dieses ergreifende Psalmwort kann dazu dienen, den letzten Sinn aller Religion aufzuschließen. Aber man würde es mißverstehen — das wird uns später klar werden — wenn man in ihm bloß die senkrechte Linie finden würde. Ausschließlich in der Senkrechten bewegt sich die Mystik, eine, wie ich überzeugt bin, einseitige und krankhafte Form der Religion. Wir können uns ihr Wesen an der Hand der Schleiermacherschen Formel verdeutlichen: „Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen, und ewig sein in einem Augenblick, das ist — so sagt Schleiermacher — die Unsterblichkeit der Religion", er hätte auch sagen können: das heißt Religion haben, fromm sein. Das bedeutet aber: der Jetztpunkt, in dem ich stehe, nicht der Zeitverlauf, den ich durchschreite, mit seinen werdenden und sich wandelnden Inhalten und sich ankündigenden Zielen, ist auf das Ewige und Absolute bezogen. Im Jetztpunkt glüht die mystische Flamme, vollzieht sich der Kontakt mit dem Ewigen und Absoluten, das mit zeitlichem Werden nichts zu schaffen hat. Man mag das Ewige Gott nennen, aber es ist nicht der Schöpfer, der die zeitliche Welt ins Dasein gerufen hat, nicht der Richter ihrer etwaigen Fehlentwicklung, nicht der König und Vater, der über den gegenwärtigen und künftigen Tagen ordnend und segnend waltet, sondern der, besser das absolute, allumfassende, allinsichziehende Eine und Seiende. Ihm gegenüber gibt es weder Furcht noch Vertrauen, sondern, wofern nicht Religion in Gleichgültigkeit erstirbt — eine hier naheliegende Gefahr — lediglich Liebe, aber Liebe in einem ganz bestimmten Sinne als Sehnsucht nach der Verschmelzung, oder, falls das Ziel der Sehnsucht momentan oder endgültig erreicht ist, als Hochgefühl der Erkenntnis faktischen Einsseins. Es macht dabei keinen wesentlichen Unterschied, ob man zum Einswerden durch kosmische Einheitsschau oder Selbstversenkung gelangt, ob man mit Schleiermachers Reden Religion vorwiegend als Anschauung des Universums versteht, oder ob man dem Losungswort des Novalis folgt: „Nach Innen geht der geheimnisvolle Weg." Mochten die großen indischen und christlichen Mystiker den zweiten Weg bevorzugen, auch der erste ist, wie Rudolf Otto in seiner West-Östlichen Mystik zeigt, gangbar und gleichwertig. Ziel bleibt das Gleiche. Im All und im Seelengrunde findet man das Eine; Brahman ist Atman. In jedem Fall aber, darauf kommt es für uns an, tritt Kurzschluß ein: Am Ewigen stirbt, verbrennt das Zeitliche. Von Rechtswegen sollte mit dem mystischen Erleben das Leben verzehrt, beendet sein. So haben es die radikalen Mystiker empfunden. Wie oft haben sie der Qual des Erwachens aus mystischer Verzückung, dem Gefühl der Sinnlosigkeit, die Ketten des Daseins weiterzuschleppen, Ausdruck gegeben! Als Gleichnis der mystischen Versenkung mag die typische Buddhastatue dienen mit ihren halbgeschlossenen, ins Leere blickenden Augen, mit dem undefinierbaren, weltverlorenen Lächeln um den Mund. Sie stellt den Menschen dar, der abgeschlossen hat, den Vollendeten; sie erinnert uns an die Schlußworte der ersten Predigt in Benares: „Ich habe es erkannt und geschaut. Unverlierbar ist meines Geistes Erlösung. Das ist meine letzte Geburt. Nicht gibt es hinfort für mich neue Geburten." Normalerweise wäre der Buddha sogleich in das Nirvana eingegangen, da es für ihn auf Erden nichts mehr zu suchen gab. Nur aus Mitleid bleibt er, das Rad der Lehre in Bewegung zu setzen. Tatsächlich aber ist er auch während seines fortdauernden Erdenwallens über den Zeitstrom erhaben und thront in schweigender Ruhe.

*

Mystik, die mehr sein will als — mit Schleiermacher zu reden — heilige Musik, die das Tun der Menschen begleitet, mehr als eine Ahnung überirdischer Lichter, die diese Zeitlichkeit umspielen, die das Herz ausfüllen, das Leben beherrschen, ganz ernst genommen sein will, soweit sie wirklich herrscht und ernst genommen wird, tötet und vernichtet die einzelnen Menschen so gut wie ganze Völker und Kulturen. Wenn dies von der christlichen Mystik nicht oder nur in eingeschränktem Maße gilt, wenn in der christlichen Mystik — und teilweise doch auch in der indischen — nicht bloß Todesatem weht, sondern auch Lebensquellen fließen, so darum, weil sie den christlichen Gottesgedanken nicht ganz verleugnen kann, weil in ihrem Gottesglauben nicht bloß die Vertikale Geltung hat.

*

Wenden wir uns der Horizontalen zu, der Linie, die die Ebene durchschneidet, wo Wissenschaft forscht, Kunst ihre Gärten pflegt, Berufsarbeit strebt, wirtschaftliche und politische Interessen zu Hause sind, wo man Kulturwerte schafft, wo sittlich gehandelt wird, wo man von Einem zum Andern und immer weiter fort schreitet. Gibts auch da Religion? Man könnte einen Augenblick meinen: Nein. Es könnte erst so scheinen, diese ganze fruchtbare, reiche, bunte Ebene wäre für die Religion eine Sandwüste, in der ihre Wasser versiegen müßten. Das geschieht tatsächlich oft genug. Aber nun beachten wir, daß an gewissen Punkten dieser Ebene ein seltsamer Enthusiasmus aufflammt, den wir — unser Gefühl täuscht uns nicht, wir kennen doch die Religion! — als religiös beurteilen müssen. Nun erst wird unsere Untersuchung problematisch und spannend.

Was sind es für Punkte? Es sind Punkte, wo Übergänge, Durchbrüche, Grenzüberschreitungen erfolgen. So zum Beispiel der Moment, in dem im Gemüt des Jünglings sich erste Liebe regt. Bisher lebte er egozentrisch, Eltern- und Freundesliebe hielten sich mehr an der Peripherie seines Wesens. Jetzt gewinnt auf einmal die Liebe gleiche Mächtigkeit, wenn nicht größere, als das Ich. Das Ich ahnt eine bis dahin unbekannte Seligkeit, die Seligkeit, sich einem Du hinzugeben und mit ihm eins zu werden. Das Einzelwesen weitet sich zum Gattungswesen. Am Du des Anderen ist nun freilich nichts Besonderes; die Grenzerweiterung selbst muß es sein, die jenen Enthusiasmus weckt. Zeugnis dafür die Liebeslyrik aller Zeiten. Kosmisch, ekstatisch, mystisch mutet sie uns an. Sie mutet uns nicht nur so an, sondern ist wirklich oft religiös. Auch erwachende Freundschaft kann die religiöse Welle aufregen.

Aber geben wir Acht! Die Flamme brennt nieder. Nur die ersten Schritte ins Neuland sind von religiösen Ahnungen umwittert, von religiösen Hochgefühlen beschwingt. Lebt man sich in das neue Gebiet ein, wird es bald profan. Mag es im Besitz ethischer und ästhetischer Werte bleiben, die Religion schwindet daraus. Nur insofern jenes erste Erleben, seis auch stark abgeschwächt, sich rhythmisch noch öfters wiederholt — denn man sinkt ja fortwährend auf die niedere Ebene zurück, um von ihr aus von neuem vorzustoßen — erneuert sich auch die Religion. Ja es mag geschehen, daß, wenn Jemand längere Zeit ein vorwiegend ichbezogenes Leben geführt hat, im hohen Alter noch einmal eine letzte Liebe mit der Glut und religiösen Inbrunst der ersten sich erhebt, wie uns die Karlsbader Elegie des alten Goethe bezeugt:

> Wir heißens: fromm sein. Solcher selgen Höhe
> fühl ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Aber das Liebeserlebnis ist nur ein Phänomen unter vielen. Wenn bei plötzlichem Kriegsausbruch, etwa wie im August 1914, vaterländische Begeisterung erwacht und wenn dann Berufs- und Familienschranken niedergelegt werden — was gilt jetzt noch Braut- oder Elternliebe? — und wenn es dann heißt: „Den Jüngling reißt es fort mit Sturmeswehn fürs Vaterland im Kampf und Tod zu gehn", ist wieder Religion am Werke, ganz einerlei, ob man dabei zum Herrn der Heerschaaren aufschaut, aus dem Dampf der Geschütze den Vater anruft, oder nicht. Und wenn vielleicht diesem Kriegserlebnis vor nicht lan-

ger Zeit ein Liebeserlebnis, wie es geschildert wurde, vorherging, so ist jetzt die zweite Meereswelle mächtiger als die erste und schlägt über ihr zusammen.

Nicht minder religiös gehoben und erschüttert sind die Ursprünge der sozialistischen Bewegung. Man denke an den französischen Grafen St. Simon und den deutschen Schneider Weitling. Man hört nicht selten sagen, der Sozialismus sei auch eine Art Religion. Es ist richtig, aber auch das gilt nur für den Anfang. Wenn einzelne notleidende Individuen, die bislang nur an sich und ihre Familien dachten, sich eins fühlen mit Millionen von Brüdern, mit den Proletariern aller Länder, dann bricht eine apokalyptische Begeisterung auf, die nach den Sternen greift, in der trotz Haß und Hohn, trotz Atheismus und Kirchenfeindschaft Glaube, Andacht und Gebet nicht fehlen.

Aber wie lange dauert es? Nicht länger als bis die Seele sich auf dieser neuen Daseinsebene eingelebt hat. Auch sie ist ja immerhin begrenzt. Hat man sie durchmessen, können Profanisierung und Materialisierung nicht ausbleiben. Gewiß, Kampf und Propaganda, der suggestive Einfluß Einzelner, die die große Entdeckung frisch gemacht haben und nun hell aufglühen, weckt den Enthusiasmus in wiederholten Anstößen immer wieder auf und hält ihn länger rege, als man es erwarten sollte. Auch jener oben erwähnte Rhythmus des Zurückfallens und Wiedervordringens ist zu bedenken. Aber im Ganzen ist es — religiös betrachtet — eine hoffnungslose Sache und ist es die Tragik aller religiös-sozialen Bewegungen, daß sie in Ernüchterung enden. Sowie sie praktisch werden — vollends wenn sie siegen würden! — erlischt der Funke.

*

Religion scheint demnach eine Art Grenzphänomen zu sein. Sie leuchtet auf, wo eine Grenze überschritten, wo das Du, das Volk, die Klasse, die Menschheit entdeckt wird, oder auch — um vom Bereich der sozialen Beziehungen zur Natur überzugehen — wo nicht alltägliche, erhabene Bilder, Meer, Wüste und Hochgebirge zum ersten Male ein empfängliches Gemüt beeindrucken, wo neue Wunder, etwa das der Elektrizität, des Lebens oder des Geistes sich entschleiern. Der Religion liegt, so kann man mit dem neuerdings in Deutschland bekannt gewordenen guten Buch des nordischen Bischofs Berggrav „Der Durchbruch der Religion" sagen, eine Tendenz zur Grenzüberschreitung zu Grunde, und auch hier begegnet uns, genau so wie in der Mystik, wenn auch nicht aufwärts, sondern vorwärts gewandt, der Zug zum Jenseits. Berggrav, der mit ganz anderm Anschauungsmaterial als dem von uns herangezogenen arbeitet, weist nach, daß diese dem Eros Platos verwandte Tendenz auch in Wissenschaft, Kunst und Moral wirksam, daß sie aber wesenhaft religiös ist. Wollte man die Religion zerstören oder absterben lassen und auf den immanenten Fortschrittsdrang in den genannten drei Kulturbereichen bauen, so würde man, sagt er, gleichsam das Elektrizitätswerk abbrechen, nachdem man die Akkumulatoren gefüllt hat. Berggrav ist übrigens nicht der Meinung, daß durch den Hinweis auf ihre grenzüberschreitende Tendenz das Geheimnis der Religion enthüllt werde. Er fügt als zweiten Faktor das persönliche Offenbarungserlebnis hinzu. Zum „Ausgang" muß die „Begegnung" kommen. Welcher dieser beiden Faktoren, fragen wir, mag der ursprüngliche sein? Ist Religion aus einer angeborenen Anlage, einem religiösen Apriori erwachsen, sind ihre Glaubensobjekte Projektionen aus dem bewegten Innern des religiösen Subjekts, oder muß erst der Stern aufgehen, ehe Trieb und Sehnsucht erwachen, das Königskind zu suchen, und besteht das Wort des Weisen zu Recht: „Du würdest mich nicht suchen, wenn du mich nicht gefunden hättest?"

Wir entscheiden uns für die zweite Möglichkeit. Doch kommt es auf diese Entscheidung hier nicht an, sondern unsere Frage lautet: Was ist es, das da vor uns — auf der Horizontallinie — lockt und winkt, was ist es für ein seltsamer Vogel, der so wundersam singt, der sich — wie es scheint — vor uns auf dem Wege niederläßt und, wenn wir ihn haschen wollen, weiter fliegt? Augenscheinlich waltet, soviel begreifen wir, beim enthusiastischen Liebeserlebnis sowie bei der sozialistischen religiösen Schwärmerei ein Mißverständnis. Man hatte eigentlich etwas ganz Anderes im Sinn als ein Leben zu Zweien oder das Aufgehen in der Klassen- und Volksgemeinschaft. Man glaubte „es" in Händen zu halten, da war's verschwunden; man meinte, den Gipfel erstiegen zu haben, da war es nur ein Vorgebirge, und die Hauptkette mit den Schneegipfeln lag in blauer Ferne.

*

Was ist also der Sinn des Vorwärtsstrebens in der Horizontale? Progressus in indefinitum? Alle Horizonte sind nur scheinbar, es geht immer weiter, immer um die Erde herum? Es sei so. Doch was geschieht nun? Siehe da, der Optimismus des Kulturfortschrittsdranges wandelt sich in gähnende Langeweile, und nicht nur das: der ewige Jude grinst die Menschheit an! Fortschritt ohne Ziel und Ende ist ein nicht minder fürchterlicher Gedanke wie der einer nie zur Ruhe kommenden Seelenwanderung. Da muß alles Hoffen und Streben in dem einen Verlangen untergehen: Erlöschen, Nichtmehrsein, Nirwana! Der Apostel Paulus weiß etwas Anderes: Ich jage nach dem vorgesteckten Ziel! Er kennt ein Ziel, das vor ihm und zwar immer, lebenslang vor ihm ist, das also nicht an einem bestimmten Punkte seines Lebensweges aufgepflanzt sein kann — denn sonst könnte er es einmal erreichen und dann hinter sich lassen — das also nicht bloß vor, sondern zugleich auch wohl über ihm und doch festgesteckt ist, das sich höchstens scheinbar verschiebt. Nur solch ein Ziel kann Schwung, Eifer und Liebe immerdar lebendig erhalten.

*

Solch ein Ziel — es scheint fast ein Widerspruch in sich selbst zu sein, aber der Widerspruch liegt nicht in der Sache, sondern in den beschränkten, räumlichen Kategorien „vor", „über", „in", in denen wir zu reden genötigt sind — gibt es. Es ist „das Ideal".

Es ist anschaulich und bestimmt, nicht formlos zerfließend, sondern — um mit Schiller zu reden — Gestalt, festen Gepräges, obschon nichts Irdischem vergleichbar, greifbar und doch fern, auf der Erde Fuß fassend — nicht bloß scheinbar wie die Abendsonne den irdischen Horizont berührend — aber doch im Himmel daheim. Wir denken an das antike Ideal des Wahren, Schönen und Guten, vor allem an das christliche Ideal der Liebe. Jener Liebe, die gelöst ist von Sinnlichkeit, entrückt dem Wechsel der Affekte, und die doch erleuchtend und wärmend das Herz füllt. Wer möchte ohne bedeutsame Einschränkung rühmen, daß er sie besäße, und doch — wer wäre Christ, für den das Pauluswort Röm. 5, 5: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz" nicht gälte? Wer sie empfangen hat, streckt doch stets nach ihr die Hand aus. Sie ist weder ein Phantom noch auch gemeine Wirklichkeit, sondern eben Ideal. Sie ist in uns, aber so, daß sie zugleich und allezeit vor und über uns bleibt. Wir haben, suchen und glauben sie.

Das Wesen des Ideals ist die Vermählung des Zeitlichen und Ewigen, und diesem Wesen entspricht der Impuls. Da sind die bekannten psychologischen Antriebe und Nötigungen, aber in ihnen kündet sich jener kategorische Imperativ an, auf den zum ersten Male der alte Kant den Lichtkegel der Reflexion geworfen hat, durch den die praktische Vernunft, die Vernunft des Menschen, autonom und doch im Namen Gottes herrische, absolute Forderungen ausspricht.

*

Haben wir begriffen, was das Ideal ist, und was es zu bedeuten hat, daß das Ideal nicht bloß in den Wolken schwebt, sondern praktisch wird, dann steht es uns fest, daß Gottes Hand in die irdischen Dinge, die zeitlichen Verhältnisse eingreift. Das ist ein Satz, den die Religion von jeher vertreten hat und mit dem sie steht und fällt, wenn sie mehr sein will als bloße Mystik. Aber der Satz nimmt nun einen bestimmten Sinn an. Er besagt nicht, wie in der primitiven Religion, daß in Glücksfällen und Unfällen, in Krankheit, Wahnsinn, Kriegen, Erdbeben und dergleichen dämonische Mächte tätig sind, auch nicht, daß in übernatürlichen oder unerklärlichen Ereignissen, sogenannten Wundern, Gottes Finger sich als wirksam erweist. Sondern, daß Gott in zeitlichem Werden ewige Werte erzeugt und nährt, daß er sie eingehen läßt in Kampf und Not. Und selbst wenn er sie scheinbar zertreten werden läßt, so ist doch in ihnen und sonst nirgends der Sinn der Geschichte zu finden. Ein sei's auch nur momentanes Aufblitzen des Ideals kann Mühsal und Untergang ganzer Generationen rechtfertigen. Der Heroismus deutscher Jugend von 1914, auf den vorhin angespielt wurde, hat Wert in sich, mochte er auch binnen kurzem in Tod, Grauen, Überdruß oder Stumpfsinn untergehen, denn in ihm glühte ein göttlicher Funke. Es ist wahrhaftig nicht nötig, gutgläubig — vielmehr töricht und vermessen — eine aufsteigende Entwicklungslinie zu ziehen, um so Gottes Wirken in der Geschichte verständlich zu machen. Seine Wege und Gedanken sind nicht die unsern. Genug, wenn wir sein Wirken in dieser unserer Welt, sei's auch geheimnisvoll und abrupt, sei's auch nur in flammenden Runenzeichen, spüren; genug, wenn wir es nur glauben können! Können wir das, so ist er für uns jedenfalls nicht ein unfaßbares und absolutes, allem Zeitlichen und Irdischen nur schlechthin entgegengesetztes Wesen, von dem ausschließlich in lauter Negationen zu reden wäre, sondern real und positiv auf Welt und Zeit bezogen, Schöpfer, Richter, König, Vater. Dann ist's möglich, daß der Herzschlag der Religion Vertrauen heißt, ist's keine sinnlose, sondern eine sinnvolle und, wenn geglaubt, höchstes Glück und tiefste Dankbarkeit weckende Botschaft, daß Er in einzelnen Auserwählten, daß er zuhöchst in einem Manne der sehnsüchtigen Menschheit offenbarend, segnend, verzeihend die Fülle seiner Gnaden erschlossen hat.

*

Wir tragen unseren Schatz in irdenen Gefäßen. Der Glaube ist ein Suchen und Greifen, ein beglückendes Finden und Erreichen, wodurch die Energie des Strebens nicht stillgelegt, sondern immer nur gesteigert wird. Im Glauben lebt die unausgeglichene Spannung des „Jetzt" und „Noch nicht". „Jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils", aber „es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden". Gerade weil Paulus von Christus ergriffen ist, jagt er ihm nach, um ihn zu ergreifen. Das Christentum steht nach Luther allezeit im Werden. Wir dürfen also nicht meinen, Religion sei ausschließlich oder doch vorwiegend ein Haben und nur Sittlichkeit ein Streben. Sondern beide, Religion und Sittlichkeit, sind Haben und Streben zugleich, in einer uns bedrängenden und ängstigenden, aber furchtbaren Spannung. Das hat Paul Althaus in seinem bekannten Buch über die letzten Dinge grundsätzlich richtig herausgearbeitet.

*

Diese Spannung des in, vor und über uns mag lebenslang währen, aber sie fordert einen Ausgleich. So entspringt aus dem Zuge zum Jenseits der Ausblick auf die Vollendung, die Eschatologie. Der Ausgleich könnte erfolgen gleichsam durch eine elektrische Entladung. Wir erinnern uns an das prophetische Wort Matth. 24, 27: „Gleichwie der Blitz ausgehet vom Aufgang und scheinet bis zum Niedergang, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes." Diese apokalyptische Katastrophen-Hoffnung ist heute verblaßt, aber wir verstehen, weshalb sie immer wieder von Sektierern erneuert wird. Für uns ist der Tod die dunkle Pforte, durch die wir in eine Daseinssphäre eintreten, in der jener Ausgleich sich nicht katastrophal, sondern im Lichtschein der Seligkeit vollzieht. Nicht an eine Aufhebung der Zeitlichkeit, sondern eine uns freilich unfaßbare Einigung, einen harmonischen Einklang von Zeit und Ewigkeit müssen wir denken. Was wir hier nur als Spannungseinheit, immer wieder in aktuellem Zugriff zu erringen und stets von Anfechtung bedroht, kannten, die Einheit des Ewigkeitserlebnisses und Zukunftsglaubens, dort wird sie aufgerichtet und festgegründet sein, so daß an Stelle drangvoller Unruhe Friede und volles Genüge treten. Fest gegründet, wie die Mauern des ewigen Jerusalem.

Iburg-Münster Wilhelm Thimme

Proletarisches Freidenkertum und Kirche

Eine Ergänzung zu Otto Henneberger „Die Kampfziele des proletarischen Freidenkertums" in Nr. 15*)

1

Das Problem, welches den protestantischen Kirchen mit der freidenkerischen Bewegung gestellt ist, löst sich wohl nicht so einfach, wie es gemeinhin auf unserer Seite angenommen wird. Es ist nicht biblisch, eine Kirche zu glauben, die als menschliche Organisation, als innerhalb der sichtbaren Welt qualitativ und quantitativ abgrenzbare Größe, von sich das Bewußtsein haben dürfte, die Stätte des Heiligen Geistes, der Ort des Reiches Gottes zu sein, die sich mit dem Zeichen des Kreuzes zu schmücken allein ein Recht hätte, weil sie und nur sie das Streiterheer Christi bildet. Mit dem Zerreißen dieses holden Wahns fällt das kirchliche Selbstbewußtsein, sofern es eben nur Selbstbewußtsein ist. Bleibt aber die Befangenheit in diesem Wahn, hält man im Ernst das eigene Lager für das Lager Gottes, was draußen liegt, aber für das Reich Satans, dann erschrecke man nicht vor den praktischen Folgerungen, die sich notgedrungen aus solchem Glauben ergeben: dann ist der Kreuzzug mit Feuer und Schwert, die physische Ausrottung des Gegners das selbstverständliche Gebot. Mit größerem Recht, als wir uns die Vernichtung schädlicher Tiere erlauben, ja aus heiliger, übermenschlicher Pflicht müßte dies geschehen. Denn das vernichtete Ungeziefer ist schließlich nur vom menschlichen Standpunkt aus schädlich, während eine geistige Organisation, gebildet vom Fürsten dieser Welt, also gottschädlich, an Vernichtungswürdigkeit alles Andere übertrifft. Kreuzzüge, 30jähriger Krieg, Hexen- und Ketzerverbrennungen liegen unmittelbar in dieser Linie. Und wehe uns, wenn jenes wahrhaft geglaubt, aber dieses nicht getan würde!

Wollen wir wirklich diesen Kampf entfachen gegen das proletarische Freidenkertum und das dahinterstehende bolschewistische Rußland? Haben wir nicht das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen, welches uns als Menschen grundsätzlich das Vernichten des Ungöttlichen verbietet, weil wir als Menschen das Göttliche vom Ungöttlichen nicht zu scheiden vermögen, auch beim besten Willen nicht, da unser Urteilsvermögen durch selbstische Wünsche und Ängste immer getrübt ist? Warnt nicht Jesus ausdrücklich (Luk. 17, 20 ff.) vor der voreiligen menschlichen Entscheidung, das Reich Gottes hier oder da zu glauben? Der Blitz vom Himmel, das schlechthin Göttliche allein bringt die Klarheit, die dann noch dazu alle menschlichen Erwartungen als Irrtum überführt. Da wollten wir den — ich kann nicht anders sagen — frivolen Mut haben, überzeugt zu sein, daß uns die göttliche Frontlinie

*) Man lese auch des Verfassers Artikel „Neugeburt der Gemeinschaft" in Nr. 11 nach. D H

ganz klar ist? Wir wollen wissen, wo der Freund und wo der Feind Gottes steht, anstatt auch als Kirche zu bekennen: „Gott, sei mir Sünder gnädig!"? Auch ein sogenannter nur geistiger Kampf mit geistigen Waffen, der aus solcher Gesinnung der Überheblichkeit geführt würde, wäre keine mindere Sünde als der mit Feuer und Schwert.

Aber ist denn der Satz nicht offensichtliche Wahrheit: „Das Kampfziel des Freidenkertums ist die Gott-lose, sich selbst vergötzende Welt"? Wo das proletarische Freidenkertum die Macht hat, zerstört es da nicht die Kultgebäude und ersetzt sie durch Profanbauten? Schreibt nicht ein typischer Vertreter des Freidenkertums (Bakunin „Freidenkertum", Wien 1927 S. 39): „Durch die Religion macht der tierische Mensch den ersten Schritt zum Menschentum; solange er aber religiös bleibt, wird er sein Ziel nie erreichen, weil ihn jede Religion das Göttliche anstatt das Menschliche suchen läßt"? Oder ein anderer, Th. Hartwig, „Jesus und Karl Marx" Wien 1925 S. 39: „Wir Sozialisten brauchen unsere ganze Liebe für unsere leidenden Brüder, da bleibt für Gott nichts übrig." In den Richtlinien der „Internationalen proletarischen Freidenker" von 1925 heißt es unter 14: „Von den Führern und Funktionären der proletarischen Bewegung muß verlangt werden, daß sie voll und ganz auf dem Boden des Marxismus stehen, der mit jeder religiösen Ideologie unvereinbar ist." Solche Beteuerungen der Religionsfeindschaft auf der anderen Seite ließen sich noch unzählige beibringen.

Wenn sie es also selber von sich sagen? Sollen wir es ihnen dann nicht einmal glauben? Wir sollten eins aus den Evangelien mit Erschrecken gelernt haben, daß der Mensch sich über nichts so leicht und so schwer täuscht wie über sich selbst. Wenn „die sich selbst für fromm hielten" die Unfrommen sein konnten, dann besteht zweifellos ebenso die entgegengesetzte Möglichkeit. Könnte man nicht — besonders im Hinblick auf den römischen Katholizismus — den Satz prägen: „Das Kampfziel der Kirche ist die sich selbst vergötzende Kirche, also auch trotz Gebrauch des Gottesnamens ein Enden in der Gottlosigkeit"? Das Neue Testament führt uns hier bewußt in die Unsicherheit hinein. Man denke nur an das grandiose Gleichnis vom Jüngsten Gericht mit der Rechtfertigung derer, die in ihren Brüdern Gott gedient haben, noch dazu unbewußt, es also nicht „um Gottes willen" taten. Kann sich an diesem Gleichnis nicht jede „Humanität" vor Gott rechtfertigen? Nein, sich selbst rechtfertigen nicht! Das kann Niemand, auch wir nicht. Da bleiben wir immer nur Angeklagte. Aber gerechtfertigt werden! Gerechtfertigt von dem, der uns das Richten verboten hat, also auch den Kampf, der unserm Urteil entspringt. Christus ist immer für die Menschen da, auch für seine Feinde. So sollen auch wir unsere Aufgabe an den Freidenkern sehen, daß jene ihre falschen Begriffe von Religion, speziell vom Christusweſen, durch unsere Seinsweise korrigieren müssen.

Wo sehen sie in der Christenheit den lebendigen Christus? Wer wagt zu behaupten: sie lehnen mich ab, weil sie Christus ablehnen? Wo sagt ihnen die Kirche, was die Theologie unter Wort Gottes versteht? Treiben wir nicht offiziell ruhig weiter auf der abschüssigen Bahn der Vergötzung des toten und deshalb tödlichen Buchstabens? Wo hören sie, oder besser, wo sehen sie, daß Glauben ein Sichstellen ist aufs Unbedingte? Erleben sie nicht vielmehr, daß wir uns mit unserm Glauben an das Bedingte klammern?

Auch echt religiöse Töne klingen uns aus freidenkerischen Schriften hin und her entgegen. Wenn Bakunin sagt (a. a. O. S. 60): „... daß wir den freien Willen unbedingt leugnen, in dem Sinne, welchen die Theologie, die Metaphysik und die Rechtswissenschaft damit verbindet", so wollen wir uns erinnern, daß Luther eine leidenschaftliche Schrift geschrieben hat „De servo arbitrio" — „Daß der Wille nichts sei" übersetzt Jonas — und daß die dort aufgeworfene Frage bei uns im religiösen Idealismus versandete. Ringt nicht in folgendem Satze (K. Kramer, „Freidenker im Kampf", Leipzig 1928, S. 30): „Die Wahrheit des Materialismus hängt davon ab, ob es eine nicht nur gedachte, von unserm Bewußtsein unabhängige und außerhalb unseres Bewußtseins existierende Wirklichkeit gibt" derselbe Eifer um das absolut Transzendente, der als das wesentliche Kennzeichen der gegenwärtigen Theologie gelten kann? Für die Freidenker ist idealistisch = pfäffisch, materialistisch = wissenschaftlich. Die idealistische Verfälschung der Wahrheit, in der ganz besonders die Gefahr der Selbstvergottung des Menschen oder seines Kollektivs heraufbeschworen wird, ist also auch hier durchschaut. Sehr eigen hat mich berührt, wenn derselbe sagt (S. 30): „Uns genügt keineswegs das Bekenntnis zum ‚Atheismus' allein; zwischen einer ‚gottlosen Mystik' (Mauthner) und einem stockkatholischen Dogmenglauben besteht kein prinzipieller Unterschied." Hier spüren wir den Geist der dialektischen Theologie, welche der Vergötzung des Begriffs entgegentritt, weil die Wirklichkeit mehr ist als alle Begriffe, Dialektik, weil in jeder Antwort eine neue Frage aufsteht, weil auch das Erkennen ein lebendiger, d. h. ein nicht abgeschlossener Vorgang ist.

Im glaubenslosen Humanismus wird besonders der Abfall des Freidenkertums von Gott gesehen. Krische („Sozialismus und Religion", Dresden 1921, S. 12) stellt dem alten Satz, den er für den religiösen hält: „Des Menschen Trachten ist böse von Jugend auf" den neuen „irreligiösen" Satz entgegen: „Der Mensch ist gut, der Mensch kann zum Gemeinschaftswesen aufsteigen." Da fragen wir uns, ob die frohe Botschaft uns denn nur zum Pessimismus verdammt. Fällt nicht der Mensch auch unter das Gesamturteil, welches Gott über seine Schöpfung ausspricht? Ist nicht Christentum der Glaube an Gott im Fleisch, an die Wiederherstellung des Falles, an die Kindschaft? Muß der Glaube an den Menschen wirklich immer aus der Auflehnung gegen Gott stammen?

Die Wurzeln des Unkrauts und des Weizens sind viel zu eng ineinander verflochten, als daß grobe Menschenhand sie jemals voneinander lösen könnte. Auch die Kirche ist ein Gewebe von Göttlichem und Menschlichem. Sollten wir dann einer geistigen Bewegung gegenüber, auch wenn sie nicht das Imprimatur der offiziellen Stellen trägt, zu dem Urteil kommen, daß aber sie nur aus Widergöttlichem gezeugt ist? Unsere Pflicht kann nur sein, dem Göttlichen an der Stelle, da wir stehen, also für uns in der Kirche, freien Raum zu gewähren. Eine Kirche im Besitz heiliger Wahrheit ist durch ihr Sein der wirksamste Angriff auf alles widergöttliche Wesen. Eine Kirche aber, die durch ihre Frömmigkeit sich verleiten ließe zu dem Bruder zu sagen „du Narr!", wäre selbst des höllischen Feuers schuldig, d. h. sie täte selbst nichts anderes, als daß sie das Höllenfeuer auf Erden ausbreitete. Sie nimmt das Schwert des Hasses, der blinden Überheblichkeit, um durch dieses selbe Schwert umzukommen. Die Kirche als Dienerin Christi hat die Pflicht, an den Anderen zu glauben, auch wenn er selbst es nicht mehr tut, gerade weil sie an Gott glaubt. Daran allein erweist sich ihr wahrhaft höheres Ethos, welches auf ihrer tieferen Einsicht beruht.

2

Falsch wird meines Erachtens auf unserer Seite auch die geschichtliche Situation des Freidenkertums gesehen. Renaissance — Aufklärung — Freidenkertum, so zeichnet das allgemeine Urteil die geschichtliche Linie, wobei die Renaissance schon als Abgehen von der christlichen Haltung empfunden wird; die Aufklärung vertieft, das Freidenkertum vollendet den Abfall. Diese Schematisierung

wird von der menschlich verständlichen Tendenz durchwaltet, klare, eindeutige Fronten zu bilden. Man vergißt, daß die Weltlichkeit der Renaissance die Widerspiegelung der kirchlichen Verweltlichung ist. Der weltliche Fürst zeigt sich ebenso unchristlich wie der kirchliche, oder — auch das Urteil geht zu weit — beide stehen in der Krise des Werdens, in der Spannung des unfertigen Daseins, wo Weltlichkeit ein ebenso ungelöstes Problem ist wie Kirchlichkeit. Kirchlich ist sowohl der asketische Mönch als auch Luther, der im Dienst an den natürlichen Ordnungen der Welt den wahren Gottesdienst findet. Weltlich ist sowohl der leichtfertige Boccaccio als auch der metaphysische Michangelo als auch der vieldeutige Raffael. Die Geschichte ist kein ausgeklügelt Buch. Der Weg nach oben ist oft der Weg nach unten. Wer Geist will, endet leicht im Fleisch, wer Fleisch will, im Geist.

Unter solchen Voraussetzungen hört auch die Aufklärung auf, für uns das rote Tuch zu sein, vor dem wir den Theologenkoller bekommen. Die Aufklärung ist die stärkste, umfassendste geistige Bewegung der letzten Jahrhunderte gewesen, die nicht nur die protestantischen Völker in ihren Bann zog, sondern auch die katholischen, so stark, daß der Papst den Jesuitenorden verbieten konnte und es so schien, als stünden die christlichen Völker vor ihrer Wiedervereinigung im naiven Glauben der Aufklärung. Da schlug die Entwicklung hart um. Religion, Glaube, Wahrheit wurden etwas absichtlich Gewoutes. Die erstarrten Mächte der Vergangenheit suchten sich zur Erhaltung des Bestehenden die sittlich-religiösen Fundamente. Glaube wurde eine Sache der behördlichen Politik. Um 1800 kam so die große Verlogenheit in die abendländische Geschichte. Die aufgeklärte Oberschicht erhielt dem Volke die Religion aus patriotischer Tugend. Die Romantik suchte sich seelisch aus dem mörderischen Zwiespalt durch die Flucht in eine geträumte Vergangenheit zu retten. Aus dieser Atmosphäre erstand das marxistische System, ganz gewiß kein Idealgebilde, vielmehr auch ein Produkt seines Milieus, aber darum etwas Notwendiges, vom Strom der geschichtlichen Bewegung Getragenes. Und wenn in ihm das dunkle Etwas, die Materie, der Kausalzusammenhang an die Stelle des selbstherrlichen Menschengeistes tritt, so erscheint auch hier wieder die alte religiose Wahrheit von der „schlechthinigen Abhängigkeit des Menschen". Der Menschengeist, der im Idealismus selbst sich seine Zwecke setzen will, erkennt seine demütigende Lage. Der weder von politischen noch von kirchlich-hierarchischen Interessen gelenkte, weltoffene, sachliche Blick gewinnt in innerer Freiheit ein unmittelbares Verhältnis zur Wirklichkeit. Das müssen wir sehen, um zu verstehen, daß die marxistische Bewegung auch eine positive Aufgabe am Geist der Menschheit hat.

So wie Goethe über die französische Revolution urteilte:

> Warum denn wie mit einem Besen
> Wird so ein König ausgekehrt? —
> Wären's Könige gewesen,
> Sie stünden alle noch unversehrt!

so hätte niemals die marxistische Bewegung ihre Erfolge erzielen können, wenn ihr Angriff sich gegen eine gesunde Stelle des kirchlich-religiösen Lebens gerichtet hätte, wenn die Kirchen nicht unter Preisgabe ihres königlichen Amtes Dienstmagd der Menschen gewesen wären. Das königliche Amt der Kirche ist weder der soziale, vaterländische, humanitäre Menschheitsdienst, noch die Konservierung von Sitten und Volkstum, noch die Pflege des privaten Seelen- und Gemütslebens, sondern das Amt des Wortes, d. h. der Bekenntnisbildung, der geistigen Führung. Wo hat im 19. Jahrhundert die Kirche das erlösende Wort gesprochen, wo die neuen Spannungen richtig erkannt und gedeutet? Bekennen heißt doch nicht das an seiner Stelle und Zeit richtig Gewesene wiederholen, sondern die aus den immer neuen konkreten Situationen sich ergebenden Fragen mit Bekennermut, d. h. mit dem Wagnis der Entscheidung aus dem Glauben, neu beantworten.

Mit diesen Sätzen soll nicht gegen Irgendwen oder Irgendwas eine Anklage erhoben werden. Es soll auch keineswegs das Freidenkertum mit seinen Lösungen verherrlicht werden. Wir wollen nur die Situation, in der wir uns befinden, klar sehen. Denn nur aus solcher Einsicht kann sich das richtige Handeln ergeben.

Wie dieses Handeln aussieht, sei wenigstens angedeutet. Wir sind auch als Gläubige Menschen, deren geistiges Leben in menschlichen Formen verläuft. Wir müssen zu dem Geschehen um uns in lebendiger Beziehung stehen, damit es uns befruchte, und damit wir es befruchten. So haben wir aus dem Freidenkertum all die Fragen herauszuhören, deren Beantwortung unsere Glaubenspflicht ist. Der Freidenker verlangt im Grunde nur Eins: er möchte glauben können, was er glauben soll, und zwar mit der nüchternen Sachlichkeit, die er an der Technik gelernt hat. Eine Vertiefung in freidenkerische Schriften kann Jeden belehren, wie hier religiös und ethisch gerungen wird, wie man nicht fertig ist und nicht fertig wird mit dem, was uns im Leben gegenübersteht, wie man mit oft kindlicher Freude sich der Entdeckung religiöser Wahrheiten hingibt. So wenn Bakunin (a. a. O. S. 23) entdeckt, daß das Leben „immer gleichzeitig Schöpfer und Geschöpf ist" — gäbe es da nicht eine Brücke zu dem Gottessohn im Fleisch? Auf keinen Fall aber werden wir dem Freidenkertum gerecht oder gar mit ihm fertig, wenn wir eine Kluft aufreißen zwischen hüben und drüben, wenn wir drüben den losgelassenen Satan sehen, mit dem weder zu verhandeln noch zu paktieren, der nur totzuschlagen wäre. Mit dieser Einstellung versperren wir uns dem Wort, das die weltgeschichtliche Stunde uns sagt und dem wir antworten müssen. Mit dieser Einstellung werden wir aber auch unserm eigenen Glauben an den lebendigen schöpferischen Gott untreu zu Gunsten einer toten Vergötzung des eigenen Standpunktes. Davor bewahre uns der Geist, der lebendig macht!

Berlin Paul Gerlach

Zum Weltfrieden durch die Religionen

Seit zwei Jahren bereits ist man in der Öffentlichkeit am Werke, aus allen Religionen der Welt Kräfte zu einer großen Aktion zu sammeln, wie sie die Geschichte noch nicht aufzuweisen hat. Zwei Dinge sind es, die dieses langsam wachsende Aufgebot von Menschen aller Nationen, Rassen und Glaubensüberzeugungen charakterisieren und vereinigen. Einmal das Wissen darum, daß man einander bei klar erkannten und bejahten, bleibenden Unterschieden als in einem Letzten, Tiefsten einig begegnet und, wo es nötig ist, miteinander offen und taktvoll um eine religiöse Verständigung ringt. Und das Andere, das zu dieser gemeinsamen Voraussetzung hinzutritt, ist das gemeinsame Ziel, als Menschen so verschiedenartiger religiöser Überzeugungen einen Weg zum Weltfrieden zu finden und zu gehen. Man kann eigentlich erschüttert vor dem Gedanken stehen: Das also hat ein Weltkrieg bewirkt, daß er Menschen, die sich wegen ihrer Religion von andern als Ungläubigen feindlich abgrenzten, zu einer Tatgemeinschaft zusammenrief, die von der heiligen Leidenschaft erfüllt ist, alle ihre Kräfte für Gerechtigkeit und Frieden in der Welt einzusetzen. Und daß man religiöse Tatgemeinschaft ist, das scheint mir diese Bewegung von allem bloßen Pazifismus, von allem politischen, juristisch fundierten Friedensstreben, so bedeutsam dies an sich besonders in der Sphäre gegenwärtigen politischen Handelns sein mag, grundlegend zu unterscheiden.

Erst wenn dieser eigenartige Sachverhalt gesehen und das Religiöse als die Grundkraft dieser Friedensbewegung im Auge behalten wird, wird einem vollständig

klar, zu welchen Abwegigkeiten sie hinführen kann. Auf den ersten Blick scheint alles in Ordnung, wenn man religiöse Friedensarbeit nicht a limine ablehnt und von verhärteten Prinzipien aus bestimmte Schwächen in sie hineinlegt, die man in alles grundsätzlich Abgelehnte hineinzulegen pflegt. Bald aber vermutet man, daß, wie in Stockholm 1925, die verschiedenartige Prägung von Einzelnen und Gruppen Einheit und Einsatzwillen bedrohen könnten. Und das weist in der Tat keine geringe Schwierigkeit auf. Denn wenn Amerikaner und Engländer, Inder und Ägypter, Japaner und Chinesen, Franzosen und Balkanstaatler, Deutsche und Skandinavier doch auch zugleich als Träger einer rassisch, landschaftlich und volklich bestimmten Eigenart einander begegnen, so wähnt man sich in Babel und fürchtet einen ähnlichen Ausgang. Nimmt man noch hinzu, daß die Amerikaner, die ja seit dem Bestehen der von Carnegie 1924 gegründeten Church Peace Union als Erste sich um die Organisierung und Einberufung einer Weltfriedenskonferenz der Religionen gemüht haben, diesem großen Orchester ihre eigenen Melodien abzulocken und es auf ihre Weise zu dirigieren suchen, so liegt darin ohne Zweifel eine schwere Gefahr der Vereinseitigung und damit der Vergewaltigung Anderer. Doch daß man hier auf den Weg eines religiösen Imperialismus gerät, verhindern nicht zuletzt die Amerikaner selbst, denen man den ernsten, guten Willen unter keinen Umständen absprechen darf. Nein, die Gefahr, auf Abwege zu kommen, scheint mir mit der ganz besonderen inneren Dialektik einer solchen Bewegung eng verbunden zu sein.

Man kann sich nach zwei Seiten hin verlieren und damit die Verbindung mit dem zentralen Ausgangspunkt aufgeben. Auf der einen Seite kann diese Bewegung der Religionen dazu benutzt werden, eine neue Einheitsreligion oder, nach dem treffenden Wort Rudolf Ottos, eine Esparantoreligion durch die künstliche Vereinigung der verschiedenen Grundelemente zu konstruieren und zu verbreiten. Und nach der andern Seite verliert man sich, indem man nichts als das Wort „Frieden" im Munde führt, Frieden organisiert, Frieden fordert, Frieden in Radio, Zeitung und Kirche verkündigt und so bei Propaganda und Demonstration für den Frieden, verbrämt und anziehend gemacht durch das jeder Religion zur Genüge anhaftende Gepränge, endet. In jedem Fall, in dem der Religionsmischung wie dem der pomphaften Veranstaltung für den Frieden, hat man sich von dem kraftspendenden Zentrum losgelöst und seinen Ursprung, das Religiöse in seiner verschiedenartigen Ausprägung, verleugnet. Nichts als leere Instanzen und Institutionen würden dann übrig bleiben und sich solange am Leben halten, wie Geldmittel zur Verfügung stehen. Aber eine weltweite, weltanpackende, von innen heraus getriebene Bewegung gottergriffener Menschen, die es dazu drängt, das ihnen Aufgetragene in der Welt zu verwirklichen, kann es dann nicht geben. Die gibt es nur da, wo man dem Ursprung aller Kräfte und Willen ebenso nahe bleibt wie der Tat in der Welt, und die bleibt insoweit wirkungskräftig, als man in der Spannung lebt zwischen dem Ewigen, das eins ist, aber auf vielfache Weise angebetet wird, und dem aus tiefster religiöser Überzeugung und darum aus Gehorsam gewollten Werk. Menschen, die so von der religiösen Wirklichkeit ergriffen und davon überzeugt sind, daß sich diese Wirklichkeit immer auch als weltgestaltende Macht offenbart, Menschen, die Friedensgläubige solcher Art sind, denen muß das Werk des Friedens gelingen.

Es schien mir unerläßlich, diese grundlegenden Fragen noch einmal hier herauszustellen*). Denn um sie wurde immer wieder von neuem gekämpft, vor zwei Jahren in Genf auf dem ersten Kongreß, ebenso in Frankfurt a. M.*) und desgleichen jetzt Mitte August in Bern, wo das Exekutiv-Komitee und die Kommissionen, freundlich empfangen von dem Schweizer Bundespräsidenten, im Ständeratssaal des Parlamentsgebäudes eine Tagung hielten. Was in dem vergangenen Jahr an Arbeit geleistet war, kam zur Sprache. Und allenthalben hat man sich tüchtig geregt. In Japan scheint der Boden am günstigsten zu sein, während in China nach wie vor die Lage hoffnungslos ist. Für Deutschland erstattete Siegmund-Schultze, der auch hier wieder als unermüdlicher Förderer religiöser Freundschaftsarbeit im führenden wie im deutschen Ausschuß an leitender Stelle tätig gewesen ist, unter besonderer Betonung der eingangs herausgestellten Gedanken Bericht. Mit großer Freude und ohne Überheblichkeit ließ sich feststellen, daß die scharfe und offene Kritik von deutscher Seite aus und die gründlich durchdachten Vorschläge für die Gestaltung des Ganzen nicht zuletzt von den Amerikanern dankbar und bereitwillig aufgenommen worden sind. Mag sein, daß sie sich inzwischen, was ich nach dem Bericht des Generalsekretärs Atkinson vermuten möchte, auf Grund hemmender Erfahrungen von dem völlig ungebrochenen Optimismus entfernt und einen Blick für die inneren und äußeren Schwierigkeiten bekommen haben. Mag sein, daß ihnen aus der Gegnerschaft mancher Kreise in ihrem eigenen Land der starke, innerliche Glaube erwuchs, nun, da die Welt so voll Kriegsstimmung ist, erst recht ernsthaft die Friedensarbeit voranzutreiben. Es ist jedenfalls ein erfreuliches Zeichen für den Geist der Zusammenarbeit, daß man J. W. Hauer, der Präsident einer Kommission ist, zu einem Vortrag über ein grundlegend wichtiges Thema: „Die Stellung der östlichen Religionen zum Krieg" aufforderte.

Hauers Ausführungen wurden allenthalben als außerordentlich wertvoll empfunden. Und in der Tat gaben sie nach den Äußerungen verschiedener Teilnehmer der ganzen Tagung Tiefgang und Niveau. Da der Vortrag in dem nächsten Heft der „Eiche" gedruckt werden soll, kann ich mich hier auf die Wiedergabe der Grundgedanken beschränken**). Der naiven Ineinssetzung von Religion und Frieden steht überall der geschichtliche Tatbestand der Religionen entgegen. Es ist das Eigenartige an jeder Religion, daß, sobald sie das eigene Volk bejaht und eine positive Stellung zum Staat als politischer Macht einnimmt, immer auch das eigene Volk als Gottesvolk gefaßt wird. Wird das eigene Volk bedroht, so ist der Krieg als Abwehr und Gottessache gerechtfertigt. Am Beispiel eines Moses wird deutlich, daß Ergriffensein von Gott auch Schwungkraft für die Schlacht ist. Die Kriegsgebete in Japan wie des Islam und Parsismus zeigen ebenfalls, daß der Krieg eines sich als religiöse Gemeinschaft fühlenden Volkes ein heiliger ist und um Gottes Sache, nicht um Macht und Glückes willen ausgefochten wird. Ganz klar wird diese Haltung an Worten Laotses (30. Spruch des Taoteking): „Wo Heerhaufen lagen, da wachsen Dornen und Disteln. — Auch die schönsten Waffen sind Unheilswerkzeuge und nicht Geräte für den Edlen. — Nur wenn er nicht anders kann, gebraucht er sie. Er siegt, aber er freut sich nicht daran. — Wer im Kampf gesiegt, der soll trauern."

Dem steht gegenüber eine radikal andere Haltung, die in einer abgrundtiefen Ehrfurcht vor dem Leben an sich, das nicht in meine Hand als Mensch gelegt, sondern Gottes ist, sich bekundet. So im Brahmanismus und Buddhismus, dem Liebe (maitri), Ehrfurcht vor dem Leben

*) Vgl. meinen Aufsatz in CW 1929 Nr. 16 und Ausführliches in meiner bei Kohlhammer-Stuttgart erscheinenden Schrift: Religiöse Verständigung.

*) Der deutsche Bericht ist kostenlos zu haben durch Berlin O 17 Fruchtstraße 64 II.

**) Hinweisen möchte ich auf einen Aufsatz von Hauer: „Krieg und Frieden als Schicksal", Kommende Gemeinde, 1. Jahrgang, Heft 3/4. Stuttgart, Hauptstätterstraße 84.

(ahimsa) und Friede (chanti) als Grundprinzipien gelten, die der berühmte buddhistische Kaiser Asoka ins politische Leben übertrug, als er in seinem Gewissen von dem Töten im Kriege sich bedrängt fühlte. (Vgl. das 13. Felsenedikt von Kalsi.) Dagegen hat wieder der Zen-Buddhismus in Japan eine fromme Kriegerschicht, die Samurai, und der Lamaismus in Tibet Mönche gehabt, die zugleich Krieger waren. Parallelen weist die Geschichte des Christentums von Konstantin bis Bismarck auf. Ein Jesaja verkündet das Friedensreich, aber schon die Makkabäer und vollends Barkochba und der spätere Zionismus bejahen die Waffengewalt, weil sie die Verteidigung ihres Volkes für eine heilige Sache halten.

Trotzdem ist und bleibt die tiefste Sehnsucht jeder Religion das Friedensreich, das eine geglaubte Realität ist. Doch waren es immer die in Opposition zum Staat stehenden Gruppen, die um der Religion willen den Frieden gewollt haben. Ein Neues hebt mit Gandhi an, der seinen Friedensglauben mit hinein nimmt in die Politik. Ob sich seine Art durchsetzen wird, hängt von dem Verzicht seiner Anhänger auf jede Gewalt ab.

Neben diesen auf viele interessante Zeugnisse gestützten Ausführungen Hauers stand noch im Mittelpunkt die Rede eines Mitgliedes des Genfer Arbeitsamtes. Von ihm wurden die durch eingehende Forschungen festgestellten Ursachen, die zum Krieg führen, unter politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten lebhaft dargestellt. Das Auswanderungsproblem, die Sprach- und Kulturentwicklung in der Diaspora sowie die Reibungen mit dem jeweiligen, auf Homogenität der Bevölkerung abzielenden Staat, die Überindustrialisierung und die Arbeitsbedingungen seien Zündstoff zum Krieg. Besonders werden Arbeitslose Opfer der Kriegspropaganda, da sie nichts zu verlieren haben und in ständiger Unraft leben. Wichtig scheint mir noch das Bekenntnis dieses Mannes, daß die Völkerbundsarbeit nicht möglich sei ohne die Hilfe der Religionen, deren Kräfte die einzige Quelle für den Frieden seien. Und sehr zu denken gibt, was er über die kriegslüsterne Stimmung in der heranwachsenden Generation sagte, sie werde am besten durch das Wort eines Studenten zum Ausdruck gebracht, der von der drohenden Gefahr eines Weltfriedens sprach.

Im übrigen wurde in den Kommissionen tüchtig gearbeitet. Denn sie haben die Aufgabe, die 1932 leider nicht im Osten, sondern in Washington stattfindende Weltkonferenz geistig vorzubereiten durch verschiedene auf Grund eingehender Forschungen verfaßte Berichte. In Deutschland wird nun auch eine stärkere Werbearbeit einsetzen, die hoffentlich innerlich bereitete Menschen und Kreise erfaßt.

Halle Herbert Grabert

Verantwortlichkeit und Schuld im Lichte der neueren medizinischen Forschung

3. Vermittlungsversuche

Es ist etwa ein Menschenalter her, daß ein großer Versuch der Verständigung zwischen Irrenärzten und Irrenseelsorgern gemacht wurde. Vor allem v. Bodelschwingh und Fliedner haben sich daran beteiligt. Aber gerade an der Besessenheitsfrage scheiterte die Verständigung. Auf einer Versammlung des Vereins „deutscher Irrenseelsorger" hatte ein Geistlicher bei dem Thema „Psychiatrie und Seelsorge" seine Ausführungen in dem Sinne gehalten: „Die letzte Ursache aller geistigen Anomalien ist die dämonische Welt im weitesten Umfang. Der Verbrecher ist satanisch krank, der Geisteskranke ist dämonisch krank geworden." Das Tragische in dem hierauf entstandenen schweren Konflikt zwischen Irrenärzten und Irrenseelsorgern ist nun dies, daß die letzteren durchaus nicht in der oben erwähnten lieblos aburteilenden oder abergläubischen Weise ihren Standpunkt vertraten; sie taten das vielmehr in dem Sinne, in welchem schon die Urchristenheit als das Wichtigste in der Behandlung der Geisteskranken den Exorzismus ansah. Wie tief das Mißtrauen vieler christlicher Kreise schon in der Urkirche gegenüber dem Wirken der ungläubigen Ärzte und der Darreichung von Medizinen aller Art war, haben wir gesehen. Es galt für sie, die durch dämonische Mächte gebundenen Seelen vor allem von diesen zu befreien. Also bestand die Heilung und Errettung der Kranken vor allem in deren Austreibung, d. i. im Exorzismus. Was sollen da die Mediziner uns helfen? „Keiner von den Nichtchristen hat ein wirkliches Verständnis für Seelenheilkunde besessen[9])." Tatian warnt die Christen vor den Ärzten wegen der dadurch erwachsenden Gefahr für ihre Seele. „Die Dämonen gleichen Räubern, welche die Menschen lebendig einfangen, um sie dann den Ihrigen um Lösegeld wieder auszuliefern." (Ärztliches Honorar?!) „Warum geht ihr nicht zu dem mächtigeren Herrn, dem die Dämonen weichen müssen[10])?"

Vor einigen Jahren hat ein Arzt ein Buch geschrieben über die Heilungen Jesu im Neuen Testament, und schon längere Zeit vor ihm ein anderer über das Thema: „Medizin im Neuen Testament"[11]). Sie haben beide untersucht, ob das Neue Testament nicht auch einen Beitrag zur medizinischen Wissenschaft beisteuern könne. Aber sie haben dabei feststellen müssen, daß, wie im nachapostolischen und apostolischen Zeitalter die medizinischen Heilmittel zu denen dämonischen Ursprungs gerechnet wurden, so auch im ganzen Neuen Testament niemals ein approbierter Arzt als Heilender auftritt. Man braucht nur wenige Seiten in den Evangelien zu lesen, um zu erkennen, welch ungeheuere Rolle die Dämonologie bei den Heilungen Jesu selbst spielt.

Die Besessenheitsfrage war also ein Hauptgrund, warum dieser Verständigungsversuch zwischen Irrenärzten und Irrenseelsorgern am Ende des vorigen Jahrhunderts scheiterte und mit einem häßlichen Zank zwischen beiden Gruppen endete. Und das war der Fall, obwohl beide Gruppen eigentlich durch sehr gute und ernste Repräsentanten vertreten waren.

4. Neue Wege zum Verständnis von Verantwortlichkeit und Schuld in der Medizin

Es ist viel besser, wenn Verständigungsversuche zwischen Medizinern und Theologen von den Medizinern ausgehen. Und es ist deshalb um so erfreulicher, daß die ärztliche Wissenschaft auf ihrem eigenen Wege zu einem größeren Verständnis der Begriffe „Verantwortung und Schuld" zu kommen scheint.

Die neuere Medizin zeichnet sich direkt aus durch eine viel größere Ehrfurcht vor der geistigen und insbesondere auch religiös-sittlichen Welt, als dies in früheren Jahrzehnten bei ihr der Fall war. Trotz aller hirnanatomischen und histo-pathologischen und endokrinologischen Untersuchungen setzt sich der Gedanke immer mehr durch, daß nicht die Materie, sondern der Geist den Primat haben müsse. Namentlich die Erfahrungen, die man in der Psycho-Therapie, welche die jüngste Tochter der medizinischen Wissenschaften ist, gemacht hat, haben das häufige ungeheuere Übergewicht der Psyche gegenüber dem Körperlichen bestätigt. Dieser Zweig der ärztlichen Wissenschaft entstammt geradezu der Erkenntnis, daß es unmöglich sei, alle Erkrankungen des Menschen aus rein materieller Ursache zu erklären, daß es deshalb auch ganz unmöglich ist, alle Erkrankungen des Menschen durch materielle Mittel zu heilen. Besonders erschütternd wirkten hier die klinischen Erfahrungen, daß selbst das Auf-

[9]) Clemens von Alexandrien, Paidagogos 3, 10.
[10]) Bei Migne VI, S. 851. Weitere Beispiele bei Harnack a. a. O. S. 113 ff.
[11]) Ebstein, Medizin im NT. Stuttgart, Enke 1903.

treten und die Heilung scheinbar rein körperlicher Erkrankungen oft in hohem Maße psychisch bedingt ist. Namentlich die neuere medizinische Literatur über Hysterie bringt hierfür unzählige Beispiele.

Ja man kann sagen, daß die wissenschaftliche Entwicklung auch in der Medizin in dieser Hinsicht zur Zeit sogar in Gefahr ist, einem übertriebenen Psychologismus zu verfallen und die gründliche körperliche Untersuchung darüber zu vernachlässigen. So gibt es unter den psychoanalytischen Ärzten gewisse Gruppen, welche die körperliche Untersuchung durch den behandelnden Psychoanalytiker überhaupt nicht mehr gestatten. Das ist aber nur zu rechtfertigen, wenn der Psycho-Therapeut einen mit ihm in wirklicher Harmonie arbeitenden Kollegen zur Seite hat, der die notwendige sorgfältige somatische Untersuchung und Behandlung übernimmt.

Das Verständnis gerade für die Begriffe von Verantwortung und Schuld zeigt sich in erster Linie auf praktischem Gebiete und hier zuerst in Bezug *auf den Arzt selbst*. Jeder Arzt will ein „gewissenhafter", ein „moralisch hochstehender" Mensch sein. Es hätte aber gar keinen Sinn, von solchen Begriffen zu reden, wenn es nicht Verantwortlichkeit und Schuld im Menschenleben gäbe. Und ebensowenig wie bei sich selbst wagt es der Arzt, seine Patienten dazu anzuhalten, ihre Verfehlungen oder Verirrungen mit der Notwendigkeit des Kausalitätsgesetzes zu entschuldigen und so das allmähliche Aufhören des sittlichen Kampfes in ihrem Leben zu fördern oder gutzuheißen.

Die Erfahrungen seines Innenlebens, sein ganzes geistiges Ich empört sich gegen die Leugnung der sittlichen Tatsachen. Auch der Mediziner weiß, daß ein Wort Goethes wie das: „Der Mensch hat die Fähigkeit, aus Überzeugung eines Besseren auch gegen seine Neigung zu handeln", psycho-therapeutisch viel mehr Wert haben kann als dicke Bände anatomisch-physiologischer Forschungen und ganze Schränke von Laboratoriums-Präparaten. Der Arzt kann nicht umhin seine Beobachtungen auch in der Richtung zu machen, daß sehr oft die unmittelbare Ursache schrecklicher Erkrankungen „die Sünde" ist. Es macht für die Heilung viel aus, ob der Kranke in eine moralisch gute Umgebung kommt und von wirklich liebevollen Pflegern und Pflegerinnen versorgt wird oder ob er in einer Atmosphäre von Ängstlichkeit, Lieblosigkeit, Vorwürfen und Haß leben muß. Und bei dem Kranken selbst sieht er deutlich, was für ein Unterschied es ist, ob der Kranke ein festes Gottvertrauen hat, ob er sich an *geordnete* Tätigkeit hält, ob er mit Selbstzucht, mit Geduld in einer gewissen Distanz der Krankheit gegenüber steht, weil er in anderen Dingen verankert ist, oder ob er sich zuchtlos den Schmerzen hingibt.

Alle monistischen Anwandlungen und Neigungen können nicht das Gefühl unterdrücken, daß es doch eine grobe Vergewaltigung der Wahrheit ist, wenn man die Welt nur materiell erklären will. Aber nicht nur eine Unwahrhaftigkeit stellt die Leugnung aller Verantwortlichkeit und Schuld dar. In diesen Zwangskonstruktionen liegt auch eine ungeheuere *Unbarmherzigkeit*. Hinter all der scheinbaren Milde und Menschlichkeit, welche diese sogenannten „wissenschaftlichen" Theorien erzeugt haben, verbirgt sich eine ganz unärztliche Hartherzigkeit und Hoffnungslosigkeit. Denn nur dadurch, daß der Kranke Mut bekommt, den Teil Selbstverschuldung an seinem Elend, der ihn tatsächlich trifft, aufrichtig und ehrlich auf sich zu nehmen, bekommt seine Hoffnung auf Heilung auf dem neuerkannten, besseren Wege eine Berechtigung. Hier handelt es sich um eine psychische Operation, die der Einzelne an sich selbst vornehmen kann und auf Grund welcher auch schwerste, sonst ganz aussichtslose Fälle noch gründliche, dauernde Heilung finden können. Die Heldenhaftigkeit der Seele zu stärken ist auch Aufgabe des Arztes. Sie ist oft gerade bei Schwerkranken, wenn auch verschüttet, noch vorhanden. Wenn sie erweckt und gestärkt wird, kann ein ganz großer Sieg errungen werden.

In der neueren Medizin sind es besonders drei Gedankenkomplexe, die es den Ärzten erleichtert haben, auch als Mediziner Verständnis für die geistigen Größen „Verantwortlichkeit und Schuld" zu gewinnen.

1. Man unterscheidet zwischen Triebleben und zwischen einem höheren Leben. Bei dem Triebleben denkt man an die verschiedenen Süchte, vor allem an den Sexualtrieb, aber auch an höhere Triebe: Geltungstrieb und dergleichen. Die Triebe können entweder befriedigt oder verdrängt oder in eine höhere geistig-ethische Form sublimiert werden. Nehmen wir einmal die „sexuellen Verdrängungen". Wenn ein Mensch seine geschlechtlichen Triebe durch entsprechende Lektüre, durch aufreizende Bilder, durch Zuchtlosigkeit der Gedanken, durch die bekannten gemeinen „Witze" usw. nährt und sie dann nicht befriedigen kann, kommt es zu „Verdrängungserscheinungen". Die immer größer und größer gewordenen Triebkräfte, die zu keiner Auslösung gekommen sind, äußern sich dann wohl in allerlei Krankheitssymptomen nervöser Art. Ganz anders aber liegt die Sache, wenn Jemand lernt seine sexuelle Kraft auf etwas Höheres zu lenken, sie in geistige Kraft gleichsam umzusetzen, kurz d. h. wenn er sie zu *sublimieren* versteht — dann beginnt der Prozeß der Gesundung. Von einer ähnlichen Sublimierung im sozialen Sinne kann man sprechen, wenn Jemand es allmählich fertig bringt, seine angeborene Ängstlichkeit oder seinen übermäßigen Geltungstrieb umzuwandeln in ein schlichtes, mutiges Wirken und Schaffen innerhalb der Ordnungen der menschlichen Gesellschaft zum Wohle seiner Mitmenschen. Das ist leicht einzusehen.

2. Der zweite Gedankenkomplex gruppiert sich um das Wort Psychokatharsis.

Man hat in der neueren Medizin ein großes Verständnis dafür gewonnen, wieviel Lebenskraft das Tragen einer großen Verantwortung erfordert. Ein einziger Fehler eines Mannes in leitender Stellung kann ungeheueren Schaden verursachen: das ist eine furchtbare Last und zehrt an seiner Nervenkraft.

Aber noch viel schwerer als die Last einer großen Verantwortung ruht auf manchen Menschen das Bewußtsein der Unvollkommenheit in der Erfüllung ihrer Lebensaufgabe und der eigenen Fehlerhaftigkeit. Es ist eine ebenso die seelische wie die körperliche Gesundheit außerordentlich angreifende Sache, wenn fast jeder Tag mit Selbstvorwürfen und Selbstdemütigungen aller Art abschließen muß. Ob man nun in höherer oder niederer Stellung sich befindet, in den meisten Fällen sucht man diese inneren Anklagen so gut als möglich bei Seite zu schieben, zu vergessen und *zuzudecken*. Und es gelingt dies auch in gewisser Beziehung. Man wird in der Tat innerlich immer robuster und abgestumpfter. Aber das rächt sich, sagt der moderne psychologisch orientierte Arzt. Man weiß nicht, wieviel von diesen Dingen aus dem Oberbewußtsein in das Unterbewußtsein gefallen ist. Und es scheint fast, als ob dieser Zustand noch gefährlicher wäre als der frühere Zustand; denn das Unterbewußtsein denkt oft viel klarer und arbeitet viel schärfer und ehrlicher als der bewußte Zustand. Das Oberbewußtsein bildet nur einen kleinen Ausschnitt des ganzen seelischen Lebens und ist oft von Selbsttäuschung und Lügen aller Art durchsetzt.

Wenn hier nicht eine „Vereinigung" stattfindet, eine „Erlösung von den Dämonen der Vergangenheit", dann kann es sein, daß sie eines Tages in schweren Krankheitssymptomen zum Vorschein kommen. Die zugedeckten Dinge leben als psychische Gebilde eben doch weiter und kommen so dann plötzlich an die Oberfläche, aus dem Unterbewußtsein aufsteigend als ganz schlimme, quälende Neurosen, die allen Heilungsversuchen scheinbar spotten.

Gerade edle, tief veranlagte und zart empfindende Naturen können auf diese Weise in unsagbar schwere, jahrelange Leidenszustände kommen.

Hier liegt auch oft der Schlüssel zum Verständnis vieler hysterischer und anderer psychogener Erkrankungen verborgen. Solche Menschen leben dann in einer fast ständigen, seelischen Zerrissenheit, sie sind verbittert und fast mit Jedermann verfeindet, sehen fast nur das Schlechte im Leben und erfahren Enttäuschungen und Erniedrigungen aller Art. Sie sind der Schrecken aller Krankenhäuser und Sanatorien, sie sind in der Tat fast für jede menschliche Gemeinschaft auf die Dauer unerträglich. Sie gehören zu den unglücklichsten Menschen, welche die Erde trägt.

Eine moderne Richtung in der Psychiatrie vertritt den Standpunkt, daß auch jede Psychose ihren tiefen Sinn hat, auch dann, wenn sie uns in ihren Lebensäußerungen noch in keiner Weise verständlich und einfühlbar ist. Es ist nicht unmöglich, daß auch für diese Dinge noch einmal sich ein Tor der Erkenntnis in der besprochenen Richtung eröffnen kann. Für die Heilung vieler Neurosen durch die Psychokatharsis liegt jedenfalls eine große Reihe von Erfahrungen vor.

Psychokatharsis heißt Reinigung der Seele. Das Bestreben des Arztes geht dahin, den Kranken Mut zu machen, all das, was seine Seele bedrückt hat, ganz offen zu sagen. Es soll das, was ins Unterbewußtsein gesunken ist, gleichsam wieder hervorgeholt werden an die Oberfläche, das was im Dunkeln war, ans helle Tageslicht kommen. Denn dadurch verliert es seine furchtbar verheerende und bezwingende Macht. Es zeigt sich dann, daß auch die äußeren Krankheitssymptome oft schnell zurückgehen und der Mensch geheilt wird.

Man sieht, wie nahe sich diese ärztlichen Erkenntnisse mit den Erfahrungen vieler Seelsorger in Bezug auf den Wert der persönlichen Beichte berühren. Man wird unwillkürlich an das Wort im Jakobusbrief erinnert: „Bekennet Einer dem Andern seine Sünden und betet für einander, daß ihr gesund werdet!" Man sieht, daß der Arzt auf seinem eigenen Wege dazu kommen kann, für solche Bibelworte ein tiefes Verständnis zu bekommen.

Ich glaube, es ist der Dichter Lenau, der von sich selbst erzählt, daß er eines Tages ganz verstört zu dem ihm befreundeten Arzt Justinus Kerner gegangen sei. Und als dieser ihn mit Rücksicht auf seinen ganz veränderten Gesichtsausdruck fragte: „Was ist mit dir?" antwortete Lenau: „Ich muß dich allein sprechen." Nach 1—2 Stunden kam Lenau wieder heraus mit befreitem Ausdruck und sagte: „Die Beichte war notwendig, du trägst jetzt mit mir."

3. Das Verständnis für die Begriffe Verantwortlichkeit und Schuld ist in der modernen Medizin auch dadurch größer geworden, daß man in ihr überhaupt mehr Verständnis gewonnen hat für den Wert der Religion und für die religiös-sittlichen Tatsachen des menschlichen Lebens.

Sehr bezeichnend hierfür ist eine Erklärung, welche 83 deutsche Nervenärzte unterzeichnet haben am 23. September 1927. Wir entnehmen aus ihr Folgendes:

In der gegenwärtigen Zeit wird in unverantwortlicher Torheit auch an der Feste des Christentums gezweifelt.

Wir Unterzeichneten, die wir bei der Erforschung und Behandlung krankhafter Geisteszustände täglich in ihre Abgründe schauen, warnen dringend davor, den Christusglauben auch nur im geringsten in den Herzen unserer Jugend verkümmern zu lassen oder gar ihr vorzuenthalten. ... Darin sind wir Irren- und Nervenärzte Eins mit den Größten und Edelsten, die das deutsche Volk seine Söhne zu nennen stolz sein darf, die uns Sinn und Ziel des echten Christentums in seiner unendlichen Weisheit, Wahrheit, Freiheit und Stärke zu erkennen gegeben haben.

Man kann von zwei Seiten aus versuchen, das Rätsel „Mensch" näher zu ergründen: von der religiös-theologischen und von der körperlich-medizinischen Seite her. Auch der Arzt, wenn er ganz ehrlich ist, und die ärztliche Wissenschaft, wenn sie alle Tatsachen des Lebens bis in ihre letzten Tiefen zu erforschen sucht, steht schließlich vor Erfahrungen, für welche die geistige Erklärung die beste und ungezwungenste Lösung bietet. Und zu diesen geistigen Wirklichkeiten des Daseins gehört eben auch das Religiöse und damit auch die Wirklichkeit des Vorhandenseins von Verantwortlichkeit und Schuld. So sieht auch der Mediziner ein, daß ein verpfuschtes Seelenleben nicht dadurch allein in Ordnung gebracht wird, daß man Rezepte verschreibt oder eine Kalt-Wasserkur und dergleichen empfiehlt. Ein moderner Psycho-Therapeut schreibt: „Wie oft habe ich an Krankenbetten bedauert, daß wir Ärzte während unseres ganzen Medizin-Studiums keine Sprüche und Gedichte lernen wie die Theologen. ... Wie oft wären solche Sprüche wichtiger als irgend welche Medikamente. ..." [12])

Es leuchtet ein, daß man sich bei einer solchen Stellungnahme aus dem rein ärztlichen Gebiet allerdings schon hinüber begeben hat in das Gebiet des Seelsorgers. Und natürlich ist auch ein Verständnis der Begriffe „Verantwortlichkeit" und „Schuld" im Sinne des Evangeliums vom medizinischen Standpunkt aus allein niemals zu erlangen. Aber man kann daraus ersehen, wie auch von der ärztlich-wissenschaftlichen Seite her wenigstens der Weg hierfür frei wird.

Es ist eben oft die Seele, welche leidet. Es ist dann das Allerwichtigste, daß der Kranke von der finsteren geistigen Macht, die ihn knechtet, befreit wird. Für solche Zustände, die in ganz dunkle Tiefen des Menschseins hineinreichen, ist der Ausdruck „nervöse Störungen" eine ganz ungenügende Erklärung. Es wäre deshalb auch einseitig, von medizinischer Seite her die Möglichkeit einer Besessenheit ganz in Abrede zu stellen. Wir haben vorhin schon über „die Erlösung von den Dämonen der Vergangenheit" gesprochen. Es ist sehr bemerkenswert, daß auch ein berühmter Vertreter der modernen Psychiatrie von gewissen geistigen Erkrankungen sagt: „Die beste Erklärung bei solchen Erscheinungen scheint immer noch die der Besessenheit zu sein." Aber es muß dabei ganz klar ausgesprochen werden: Eine solch ärztliche Auffassung von Besessenheit hat durchaus nichts zu tun mit den abergläubischen, ja lächerlichen Vorstellungen, von denen wir oben gesprochen haben, die sich darüber auslassen, auf welche Weise der Teufel wohl in diese Menschen gefahren sei, ob es Teufel succubi oder Teufel incubi gäbe, und dergleichen mehr. Auch damit hat die ärztliche Betrachtung dieser Fragen gar nichts zu tun, daß man hochmütige und lieblose Forschungen darüber anstellt, ob solche Menschen moralisch besonders schlecht gewesen und deshalb von diesen geistigen Erkrankungen befallen worden seien. Dagegen weist diese ärztliche Betrachtung solcher dunkler Erkrankungen sehr viel Ähnlichkeit auf mit der Art, wie in den Evangelien von Besessenheit gesprochen wird. Die Auffassung ist dort, daß es sich um ganz schwer kranke Menschen handelt, mit denen Christus Erbarmen hat, für die er einen harten Kampf [13]) aufnimmt mit dem „Geist der Krankheit", denen er helfen, die er heilen will. Das ist etwas ganz Anderes.

Hier ist ein Punkt, wo zwei Wege ganz auseinandergehen. Ein rechter Arzt wird es nie als seine Aufgabe ansehen, festzustellen, wie viel Sünde und Schuld ein Kranker bei seiner Erkrankung auf sich geladen hat, sondern er wird immer nur das als seine Aufgabe ansehen: „Wie kann ich hier helfen, retten und heilen?" Das For-

[12]) K. Graeter, Nervenarzt: Menschenleiden als Lebensgeheimnis. Vertiefung der Autosuggestion durch Biosophie (Lebenskunde). Kandern (jetzt Lörrach, Baden). Verlag J. Umbach 1926. S. 173 und 174.

[13]) Ein sorgfältiges Studium der Berichte des alten Blumhardt über die Vorgänge in Möttlingen zeigt, daß auch von ihm diese biblische Linie im ganzen streng eingehalten wurde. Und dasselbe gilt auch von der ungemein liebevollen Behandlung Geisteskranker durch S. Zeller in Männedorf. Jahrzehnte lang hat er sie ausgeübt, bis auf Veranlassung der Medizinalbehörden ihm jegliche Aufnahme solcher Kranker verboten wurde!

schen nach den Sünden und nach dem Maß der Schuld unserer Mitmenschen, das Richten über sie und das Verurteilen — das ist eine Geistesrichtung, mit der das wahre ärztliche Denken auch nicht das Geringste gemeinsam haben kann. Aber hat dieses ärztliche Denken nicht viel gemeinsam mit der Gesinnung des großen Arztes der Menschheit, den das Evangelium sagen läßt: „Ich richte Niemanden" — „Ich bin nicht gekommen, die Welt zu richten, sondern die Welt zu retten"?

Bayreuth Ferdinand Maria Knote

Über die Todesstrafe

Die Frage der Todesstrafe will und will nicht zur Ruhe kommen. Und sie kann es auch nicht, denn die Menschen sind innerlich zu sehr von ihr ergriffen. Wie sollen wir uns zu ihr angesichts unserer Strafrechtserneuerung stellen? Sollen wir diese etwa scheitern lassen, wenn die Todesstrafe nicht verschwindet?

Das ist eine bange Frage, die den Altmeister der Rechtswissenschaft Kahl bewegt, der sie in einem fast programmatischen Artikel zur Frage der Strafrechtseinheit zwischen Deutschland und Österreich in der Juristischen Wochenschrift vom 19. November 1927, S. 2658 ff. bespricht. Kahl sagt, an dieser „Riesenfrage", die aber immer eine Einzelfrage bleibt, darf das große Werk nicht scheitern. Es müsse der Prinzipienkampf aufhören, der mit einem längst veralteten Apparat von Gründen geführt werde und schon vor hundert Jahren alle Gründe erschöpft habe: die Anhänger sollten nicht von dem Vergeltungsbedürfnis und von absoluter Gerechtigkeit reden, die Gegner aber auch nicht von mittelalterlicher Roheit. Die Todesstrafe werde natürlich einmal verschwinden: aber ob es heute schon Zeit dazu sei, das sei die Frage. Und die beantworte er mit Nein: es gehe nicht an, schon jetzt für die äußersten Fälle die äußerste Strafe aus der Hand zu geben. Neben Österreich, das sie nicht mehr haben wolle, werde sie in Deutschland nur noch in den seltensten Fällen angewendet werden. Verständigung über die Reform im Ganzen sei Pflicht.

Bei der Bedeutung, die ein Mann wie Kahl bei uns haben muß, ist das ein gewichtiges Wort. Und wir wollen, sollen und können es ruhig mit Ja! beantworten. Auch für den Gegner der Todesstrafe soll die Erneuerung unseres Strafrechts an ihrer Beibehaltung nicht scheitern. Wir werden weiter gegen sie kämpfen und sie besiegen. Sie wird sehr rasch an ihrer eigenen Schwäche zu Grunde gehen.

Der Reichstagsentwurf unseres Strafgesetzbuchs ist ja ganz unglücklich abgefaßt. Gegen den von 1925 ist er besser, denn der hatte in § 221 ganz unbegreiflich die Todesstrafe als Normalstrafe für die vorsätzliche Tötung hingestellt und alle nicht todeswürdigen Fälle nur als mildere behandelt. Der jetzige kehrt einfach zu der Fassung unseres heutigen Gesetzes zurück, §§ 245 und 246. Das zeigt schon die Schwäche der ganzen Stellung: wenn die Anhänger der Todesstrafe wirklich keine bessere Abgrenzung des todeswürdigen Mordes vom Totschlag kennen, als die ganz allgemein längst als verkehrt erklärte der „Überlegung bei der Ausführung", dann ist es schon gesetzespolitisch um ihre Sache schlecht bestellt. Aber das höchste Bedenken muß doch die sehr enge Bestimmung über die mildernden Umstände erwecken, bei deren Vorliegen die Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus oder Zuchthaus nicht unter drei Jahren umgewandelt wird § 74. Nur „wenn bei Abwägung der Strafbemessungsgründe die für eine milde Strafe sprechenden Umstände beträchtlich überwiegen", ist die Milderung — außer einigen besonderen Gründen, wie verminderter Zurechnungsfähigkeit oder Versuch — zulässig. Das nenne ich einfach ein Versagen des Gesetzgebers, der dem Richter überläßt zu tun, was er für richtig hält, ohne ihm einen Leitgedanken zu geben. Der Österreichische Entwurf sagt viel besser: § 245: „Wer einen Anderen tötet, wird mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren oder lebenslänglichem Zuchthaus bestraft" und § 246: „Wer sich durch entschuldbare heftige Gemütsbewegung zur Tötung eines Andern hinreißen läßt, wird mit Zuchthaus bestraft."

Alle Entwürfe gehen ihre eigenen Wege, keiner gleicht dem andern! Wenn in der Behandlung dieser doch wahrlich in der ganzen Welt gleichartigen Tat noch so wenig Gleichmäßigkeit besteht, dann sehen wir, daß noch viel Klärung nötig ist. Dazu ist ruhige Überlegung erforderlich, die bisher offenbar gerade durch den Streit um die Todesstrafe gehindert wurde. Aber da ganz offenbar die Menschen sich immer mehr von ihr abwenden, da die Zweifel wachsen, da umgekehrt die sonstigen Strafen ihren alten Charakter immer mehr ändern, da die wirklich schwersten Fälle gar nicht klar herauszuheben sind, kann sich die Todesstrafe nicht mehr lange halten. Wir haben sie bisher getragen; wir könnten sie noch eine Zeit weiter tragen; auch wenn sie verschwunden ist, bleibt noch unendlich viel Schwäche in unserem Strafenwesen übrig, das schwersten Kampf fordern wird.

Im Rechtsausschuß des Reichstags wurde in der ersten Lesung die Todesstrafe mit 17 gegen 11 Stimmen beibehalten. Es wurde zwar noch auf das Vergeltungsbedürfnis und das Volksempfinden hingewiesen, aber es fehlte an Beweis für das Bestehen dieses Empfindens, das auch sofort von anderer Seite geleugnet wurde. Immerhin das Empfinden ist da und spricht mit. Es läßt die Regierung nicht die Verantwortung der Abschaffung übernehmen. Darum ist es Aufgabe, dies ganz unklare Empfinden zu bekämpfen. In Wahrheit spricht bei ihm das Gefühl der Unsicherheit mit; und gerade der Sicherungsgedanke wurde stark betont; er mag auch den Ausschlag gegeben haben. Ich habe schon darauf hingewiesen, wie falsch das ist. Erstaunen aber muß der mehrfach geäußerte Satz; es würden ja lange nicht so viel Menschen hingerichtet, als verurteilt. Das öffnet doch ganz unsachlichen Erwägungen die Tür und soll offenbar beschwichtigen; die Grundidee läßt es aber unberührt. Und das Ausland: die Gesetzgebung, auf die hingewiesen wurde, ist hier gar nicht maßgebend, sondern wir müssen die Volksbewegung erkennen; und da zeigt sich überall, besonders im Norden eine starke Bewegung gegen die Todesstrafe. Und wollen und können wir nicht stark genug sein und mit Österreich in dieser Schicksalsfrage, die trotz Kahl allerdings eine „Kulturfrage" ist und bleibt einmal vorangehen?

Leider kann die Redaktion nicht feststellen, wem sie den vorstehenden Artikel verdankt *). Sie veröffentlicht ihn, weil sie ihn der Beachtung wert achtet, aber sie kann ihn nicht ohne Kritik lassen. Ist es unvermeidlich, daß die Todesstrafe fällt, warum soll sie noch ein zweifelhaftes umstrittenes Dasein fristen? Es gäbe nur einen durchschlagenden Beweggrund sie zu halten: daß unter ihrer Herrschaft der Verbrechen weniger geschehen. Erfahrung genug ist vorhanden, ihn zu widerlegen. Die grauenhaften Verbrechen, die uns immer wieder die Empfindung aufdrängen wollen: Aber da muß Todesstrafe sein! geschehen unter ihrer Herrschaft.

Es lohnt nicht zu streiten. Im Volksempfinden sitzt heute noch die Blutrache fest. Auch kann der Kampf um die Macht nicht darauf verzichten, den Gegner umzubringen. Vor dem Toten hat man Ruhe. So in Rußland, so in China. Todesstrafe ist Krieg. Aber ein geordnetes Staatswesen, eine zivilisierte Gesellschaft kommt ohne Todesstrafe aus. Und daß sie das wage, dafür gibt es sittliche Beweggründe genug.

Laset ihr die Briefe von Sacco und Vanzetti? Wer sie gelesen hat und noch für die Todesstrafe als Staatsgesetz eintritt, den — bemundere ich. Aber in der Linie des alten Gesangbuchwortes: „Willst du unempfindlich sein, o so bist du mehr als Stein!"

Mit denen, die aus bibliziistischen Gründen die Todesstrafe fordern, zu streiten ist zwecklos. Es steht hier Geist gegen Buchstabe. Wo die Todesstrafe abgeschafft ist, hat sich die Kirche überall da-

*) Vermutlich ist der ganze Schluß des Artikels verloren gegangen. Der Verfasser ist so freundlich sich zu melden. D H

mit abgefunden. Aber eben dieses Sichabfinden mit dem, was im Staate für gut und recht erkannt wird, ist so fatal! Dieses nachträgliche Anerkennen. Statt daß die Kirche aus ihrem Glaubensmut und ihrer Liebeskraft heraus überall vorangehen müßte!

Übrigens ist da eine Schrift: Tod als Strafe? Einige Gedanken über die Todesstrafe von Felix Joseph Klein, Rechtsanwalt. (Bonner Universitäts-Buchdruckerei Gebr. Scheur 1929, 8 S., 25 Pfg.). Die sollte jeder Interessierte — und wer ist das nicht? — lesen. Mir kam der Gedanke: Ist der Tod nicht zu gut, daß wir ihn so mißbrauchen? Ist es nicht eine Sünde wider den Tod? Ich weiß nur einen Fall, wo man die Tötung als Wohltat zu gewähren wohl sich entschließen möchte: wenn der Mörder ihn selbst begehrt. Aber welche Perspektiven eröffnet das! R

Foerster und Kübel

Zum Fakultätenartikel des evangelischen Konkordats

1. Ein häuslicher Streit

Die Leser waren jüngst Zeuge eines häuslichen Streites. Manchen vielleicht zum Ärgernis. Verantwortlich dafür bin allein ich.

Nachdem ich kurz und keck eine heikle Frage aufgeworfen hatte (in Nr. 13): „Wer ist die Kirche — Konsistorium oder Fakultät?" bekam ich von meinem Freunde Kübel zum Druck eine Antwort, die mich in Verlegenheit setzte. Ich sah mich nach Hilfe um und suchte sie, wie für mich selbstverständlich, bei meinem Freunde Foerster. Er bot sie mir in Glossen zu Kübels Artikel, die mir so treffend und wertvoll schienen, daß ich mich entschloß, sie zu veröffentlichen. Das Regelrechte wäre nun gewesen, daß ich zunächst Kübel druckte und in der folgenden Nummer Foerster. Das war aber redaktionstechnisch unmöglich, denn diese Glossen gehörten als Anmerkungen mit dem Artikel, auf den sie sich bezogen, zusammen. Getrennt hätten sie für den Leser jedes Verständnis verloren. Ich gab sie also mit Kübels Artikel zugleich heraus. Das aber bedeutete für Kübel eine ungeheuerliche Zumutung. Man kann so etwas nur unter Freunden.

Daß Kübel dies nicht stumm hinnahm, war selbstverständlich. Zumal Foersters Glossen nicht nur in der Sache, sondern auch in der Form reichlich scharf gehalten waren. Ebenso selbstverständlich für mich war, daß ich Kübels Gegenrede in keiner Weise beschnitt. Ja hätten nicht die kurzen Zeiträume, die für den redaktionellen Entschluß zur Verfügung standen, und hätten nicht obendrein durch Ferienreisen verursachte Entfernungen den Verkehr unter uns drei Freunden behindert, so wäre ja eine andre Gestaltung des Austauschs möglich gewesen. So aber ergab ein Wort das andre, ohne daß man hätte wirksam eingreifen können. Aber der Verantwortliche für das, was dabei unerfreulich blieb, war allein ich.

Es ist kaum nötig noch zu unterstreichen, daß ich als Redakteur so nur handeln konnte, weil sich das eben unter drei Freunden abspielte. Und sodann, daß ich den Beiden mein Verhalten nur darum zumuten konnte, weil es mir schwer um die Sache zu tun war. Es lag mir alles daran, die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf einen Vorgang zu lenken, der nach meiner Einsicht von verhängnisvoller Bedeutung für die evangelische Kirche und ihre Fakultäten ist. Und wichtiger als der anscheinend persönliche Streit war mir das Ringen um die Aufgabe, das dabei zum klaren Ausdruck kam und von dem ich hoffte, daß es auf den Vorgang selber noch wirken und drohendes Unheil verhüten möchte.

Dabei war noch etwas Erfreuliches und Merkwürdiges zu beobachten. Ich fand an Foerster einen ebenso kundigen wie temperamentvollen Sekundanten für meine These. Und Kübel versicherte in beiden Artikeln, daß er mir in meiner Grundmeinung zustimme. Wie häuslich blieb also der Streit! Wie war eben im Grunde doch hinter der Differenz eine starke Harmonie da. Man mußte sie nur herausholen.

2. Zur Sache

Über „Evangelische Kirchen und Theologische Fakultäten" hat Mulert in seiner so betitelten Broschüre alles Wesentliche gesagt*). Indem ich auf sie verweise, darf ich mich ohne Furcht vor Mißverständnissen der besonderen Frage widmen, um die es sich mir handelt.

Eine Überschrift wie die meines kurzen**) Artikels in Nr. 14 will natürlich mit Vernunft gelesen sein. „Wer ist die Kirche — Konsistorium oder Fakultät?" Es war ein Alarmsignal, und bei solchem kommt es nicht auf die musikalische Reinheit und Feinheit des Tones an, sondern darauf, daß es laut und zudringlich ist. Es braucht mir Niemand zu sagen, daß theologische Fakultäten nicht für sich allein „die Kirche" sind. So wenig wie die Konsistorien! Beide aber sind „Kirche", und zwar ganz gleich viel, ob man dabei an die „sichtbare" oder an die „unsichtbare" Kirche denkt. Von den Konsistorien bezweifelt das Niemand. Die Fakultäten werden aber neuerdings wieder so behandelt — und lassen sich so behandeln — als ob sie nicht „Kirche" wären. Als ob die Konsistorien gegen sie zu Hilfe gerufen werden müßten, damit auch sie „Kirche" seien oder würden oder blieben.

Ursache: ihr Doppelcharakter. Daß sie eine Staatseinrichtung sind, die sogar in Weimar der Reichsverfassung einverleibt wurde, und zugleich eine Einrichtung der Kirche. Nebenbei: die katholischen Fakultäten so gut wie die evangelischen. Wie die katholische und die evangelische Kirche sich mit dieser Fixierung abfinden würden, blieb natürlich ihre Sache. Sie konnten, beide, ihre Mitwirkung ablehnen. Damit wären diese Fakultäten trotz Verfassung aufgehoben worden. Damit hätten in der Tat die Kirchen gezeigt, daß sie allein „Kirche" wären. Sie hätten dann innerhalb ihrer (kirchlichen) „Verfassung" Ersatz für die bisherigen Staatsfakultäten schaffen müssen.

Halten wir uns nicht auf bei der Frage, ob solche Veränderung nicht die richtige Konsequenz der Negation der Staatskirche gewesen wäre, wie sie in der Reichsverfassung Art. 137 ausgesprochen ist. Aber die Konsequenz ward nicht gezogen, wie so viele andre auch nicht. So haben wir Evangelischen ebenso wie unsre katholischen Mitbürger im Reich die Fakultäten mit ihrem Doppelcharakter. Und es gilt, mit ihm sich nicht nur abzufinden, sondern mit ihm Ernst zu machen. Denn dazu wird er doch da sein! Es handelt sich doch nicht um einen Zufall, um ein Spiel!

An diesem Punkte macht sich in Preußen die Kabinettsorder von 1855 geltend. Kübel hat sie Sp. 789 wiedergegeben***). Er erklärt mir ausdrücklich, daß er gegen mich nur deshalb geschrieben habe, weil ich die Gültigkeit dieser Order anfocht (Sp. 660 Z. 9 v. u.). Nun hat es mir ja nicht einfallen können, zu leugnen, daß diese Order besteht und daß sich das preußische Kultusministerium darnach richtet. Ich habe nur kräftig aussprechen wollen, daß nicht die geringste Nötigung vorhanden ist, sich mit der Neuordnung der Dinge bei ihr aufzuhalten.

Es soll also durch den kommenden Staatsvertrag der Anteil, welchen „die Kirche" an der Berufung von Dozenten in die theologischen Staatsfakultäten von heute an bis in ewige Zeiten gesetzmäßig haben soll, fixiert werden. Es handelt sich ja bei diesem „Konkordat" (wie wir es der Kürze halber nennen wollen) um ganz andre Dinge, vor allem um die finanziellen. Aber daß die Fakultäten bei ihrem halb staatlichen, halb kirchlichen Charakter mit in die Verhandlung hereingeholt werden, ist natürlich. Das Einfachste dabei scheint zunächst: man nimmt den bestehenden Zustand, über den sich gemeinhin Niemand beschwert hat, in das Konkordat mit hinüber. Darnach befragt im Moment der Berufung — soweit es sich

*) Tübingen, J. C. B. Mohr 1930. 40 S. 1.80 M.

**) Kaum eine halbe Spalte!

***) Und Mulert a. a. O. S. 10 f.

um die altpreußischen Fakultäten handelt — der Kultusminister den Oberkirchenrat, ob er gegen die erwählte Person etwas einzuwenden habe; sollte das der Fall sein, so bedeutet es gleichwohl keine Bindung für den Kultusminister: er tut, was er will. Wird dagegen eine neupreußische Professur besetzt (Göttingen, Kiel, Marburg), so fragt der Kultusminister überhaupt nicht.

Begreiflich, daß „die Kirche", d. i. in diesem Falle die Kirchen-Verwaltung, den Versuch macht, ihre wahrlich recht dürftigen Kompetenzen „dem Staat" gegenüber zu erweitern. Einmal kann der laut Kabinettsorder bestehende Anspruch in der Richtung seines Einflusses verstärkt werden (extremes Ziel: Veto, Missio canonica). Und sodann kann mindestens die Praxis der altpreußischen Kabinettsorder auf die neupreußischen Fakultäten ausgedehnt werden.

„Dem Staat" kann natürlich gar nichts daran liegen, bei dieser Gelegenheit die Machtsphäre „der Kirche" zu vergrößern. Indessen, seit 1918 steht er „der Kirche" doch anders gegenüber. Es liegt ihm an einem schiedlich-friedlichen Verhältnis zu ihr. Alle wesentlichen Berührungspunkte der beiden Sphären sollen im Konkordat für die Zukunft so geregelt werden, daß Reibungen ausgeschlossen sind. Man wird sich entgegenkommen. Und (ad 2) die neupreußischen Fakultäten in das altpreußische System mit herüberzunehmen hat für den Staat den Vorteil einheitlicher Regelung. Es gibt zum mindesten einen Schönheitsfehler im Konkordat, wenn man extrae Zugeständnisse an die neupreußischen Fakultäten darin verbuchen soll.

Ja für die Einheitlichkeit des kommenden Zustandes würde noch mehr dadurch gewonnen, wenn es der Kultusminister nicht mit sechs Kirchenregierungen zu tun hätte, sondern wenn diese sich zusammentäten und für den Einen Zweck ein besonderes Organ schüfen: ein Kontrollorgan, ein Spruchkollegium, mit dem der Kultusminister sich dann zu verständigen hätte, gleichviel ob es sich um Kiel oder Breslau handelt. Für „den Staat" wäre dies das Einfachste, Bequemste, und „die Kirche" könnte damit wohl zufrieden sein. Der „Wille zur Einigung" bekäme dabei auch noch eine kleine Befriedigung ab. Wie weit solche Pläne innerhalb der Verhandlungen gediehen sind, weiß ich nicht, da die Verhandlungen geheim sind. Was aber zu Tage liegt, ist, daß die Fakultäten nicht ohne Weiteres damit einverstanden sind.

Zwar scheint es, daß die altpreußischen Fakultäten mit dem Berliner Oberkirchenrat keinerlei Bedenken haben gegen eine solche Regelung. Beweis: die unwidersprochen gebliebene Erklärung von Professor Lütgert auf der Generalsynode*).

Aber die drei neupreußischen Fakultäten wehren sich. Nicht als ob sie „der Kirche" nicht das Ihre geben wollten. Sie möchten nur die Mitwirkung „der Kirche" bei Berufung von Fakultätsprofessoren ein wenig anders geregelt wissen. Ein wenig! und doch grundsätzlich anders. Wie sich das z. B. die Marburger Fakultät denkt, wissen unsre Leser schon aus Nr. 4 d. J.**). Die von ihr gemachten Versuche, ihre Meinung zur Anerkennung zu bringen, sind mir nur teilweise bekannt. Ich bin also für das, was ich hier sage, allein verantwortlich; aber es bewegt sich in der Richtung meiner Fakultät. Und ich vertrete damit eine Lösung, die auch Kübel für die beste hält, so daß er schreiben kann: „Mein Ziel war Rades Ziel" (Sp. 788).

Das Konkordat ist eine so einschneidende Sache, daß man es so gut machen soll, als man kann. Man soll also keine Bestimmung aufnehmen, wenn es eine bessere gibt, die vorzuziehen gar keine Schwierigkeit macht. Dies trifft aber auf folgenden Vorschlag zu.

Nicht nur das Konsistorium (Landeskirchenamt oder dergleichen) ist „Kirche", sondern auch die Fakultät. Ja man kann sogar sagen: Nicht nur das Konsistorium ist „die Kirche", sondern auch die Fakultät. Beide sind Organe desselben Körpers. Daß die Fakultät gleichzeitig ein Glied am Leibe des Staates ist, hebt diesen Tatbestand nicht auf. So trugen ja bis 1918 auch die Konsistorien diesen Doppelcharakter an sich. Und noch eben wirkt diese Vergangenheit in den Konsistorien stark nach. Aber durch die nämliche Entwicklung, welche die Konsistorien selbständig gemacht hat, wurde automatisch die kirchliche Bedeutung der Fakultäten gestärkt. Äußere und innere Wandlungen trafen zusammen. Heute steht es so, daß die theologischen Fakultäten, wenn der Artikel der Reichs-Verfassung nicht wäre, vermutlich ohne große Schwierigkeiten im Stande wären, sich in Kirchenfakultäten umzuwandeln. Jedenfalls sind sie in Preußen ausnahmslos bereit, sich als kirchliche Organe zu fühlen und daraus auch die Konsequenz für den Moment einer Berufung zu ziehen.

Und der nun vorliegende Vorschlag ist der, Fakultät und Kirchenverwaltung verständigen sich untereinander, ehe die Kandidatenliste an „den Staat" geht. Der Staat hat dann im Antrag der Fakultät das Votum „der Kirche" vor sich, und es bedarf keiner weiteren Befragung „der Kirche".

Dem Staat kann das nur recht sein, wenn ihm an Vereinfachung des Verfahrens gelegen ist. Er hat es dann nur mit Einer Instanz zu tun. Sofern die Fakultät Glied der Staatsuniversität bleibt, bleibt ihm auch die letzte Entscheidung — wie bisher. Diese Neuordnung könnte er nur von Einem Gesichtspunkte aus als Nachteil empfinden: jedes Divide et impera ist dann für ihn ausgeschlossen. Aber kann ihm daran viel liegen, wenn er doch seine Souveränität behält?

Und „die Kirche"? die Kirchenverwaltung? Weshalb soll sie eine Vorverständigung mit der Fakultät ihrem Privileg, vom Staate befragt zu werden, nicht vorziehen? Wäre das nicht würdiger? „kirchlicher"?!

Die Fakultäten aber sollten auf diesem Modus bestehen, weil und sofern sie eben auch „Kirche" sind. Man braucht damit gar nicht auf die „unsichtbare" Kirche zurückzustoßen. Wiewohl im Protestantismus überall, wo von Kirche die Rede ist, die „unsichtbare" mitschwingt. Ich pflege lieber von der „Gotteskirche" zu reden, die ohne Unterlaß „Weltkirche" werden will und wird*). Genug: hat das Landeskirchenamt Auftrag und, wills Gott, Gabe der Leitung, so die Fakultät Auftrag und Gabe der Lehre (1. Kor. 12, 7 f.). Das liegt alles ganz einfach, man muß nur sehen wollen. Und muß die neue Zeitlage begreifen.

Auf welchem Wege Fakultät und Kirchenamt miteinander übereinkommen — darüber kann man sich die verschiedensten Gedanken machen. Es hat keinen Zweck, das hier zu erörtern. Dieses Meisterstück scheint uns nicht schwer. Ein bißchen guter Wille von beiden Seiten!

Wenn es aber dann in praxi zu keiner Einigung über den Berufungsvorschlag kommt, so bleibt die Fakultät selbstverständlich ausschlaggebend in ihrem Revier. Ihr Beruf ist die Lehre, deren reine, d. i. kritische Bearbeitung und Überlieferung. Dafür ist sie als Organ der „Kirche" da; wenn man will: ebenso gut der sichtbaren wie der unsichtbaren. Wofür denn sonst? — Und da sie zugleich Staatsorgan ist, bringt sie dann ihr Votum an den Minister.

Was für den sachlichen Anspruch der Fakultät zu sagen ist, hat Foerster in seinen Glossen scharf umrissen. Kübel entscheidet im Konfliktsfalle anders!

Ich kann nur wiederholen: man soll sich endlich die Zeit und Mühe nehmen, diesen Punkt gründlich durchzudenken. Es handelt sich um Bestimmungen für eine lange

*) Wir werden sie demnächst zum Abdruck bringen.

**) Missio canonica für die evangelischen Fakultäten? Sp. 170 ff.

*) Vgl. meinen Beitrag zur Harnack-Ehrung, 1921, und meine Glaubenslehre Bd. 2 § 72.

Zukunft. Wird der Abschluß des Konkordats dadurch verzögert, so ist das kein Unglück. Daran scheitern wird es nicht: auch das wäre kein Unglück. Vom evangelischen Standpunkt aus. Aber ich will meine Position nicht dadurch verschlechtern, daß ich mich dafür einsetze.

Mein Appell geht an die Fakultäten. Ist er umsonst: habeant sibi. Dixi et salvavi animam meam.

Marburg Martin Rade

Der Ring

Im dritten Jahrgang erscheint in Berlin eine „unabhängige Wochenschrift für nationale Politik": Der Ring. Herausgeber ist Heinrich von Gleichen, Schriftleiter Friedrich Vorwerk*). In kurzen einleitenden Schriftsätzen werden jeweilen im Augenblick wichtige politische Fragen herausgestellt; es schließt sich eine nach Tagen geschiedene Aufzählung der wichtigsten politischen Ereignisse der letzten Woche (nicht nur Deutschlands) an, der Aufsätze von grundlegender Bedeutung folgen; „Zeitbemerkungen" bringen Material zur Erkenntnis der politischen und gesellschaftlichen Vorgänge der Gegenwart, deuten ihre Fragen und führen die Auseinandersetzung weiter; wichtige Aufsätze aus Zeitungen und Zeitschriften und bemerkenswerte Stücke neuerschienener Bücher werden mitgeteilt, Neuerscheinungen werden besprochen, dem literarischen Schaffen wird nachdrückliche Beachtung geschenkt, Zuschriften an den Herausgeber beschließen das Heft. Wir haben es mit einem der interessantesten und fesselndsten Blätter unserer Tage zu tun.

„Interessant" und „fesselnd" sind nun weder politische noch theologische Kategorien, die es rechtfertigen könnten, daß wir uns mit dieser Zeitschrift abgeben. Aber diese politische Wochenschrift brachte im letzten Halbjahr an theologischen und kirchenpolitischen Aufsätzen: Forsthoff: Der Nürnberger Kirchentag und seine Kundgebung (Heft 30); Erler: Kirche und Bündisches Lebensgefühl (29); Gogarten: Wider die Achtung der Autorität (29); Forsthoff: Kritik oder Dienst: Grundsätzliche Betrachtung zum Thema Theologie (23); Forsthoff: Evangelische Kirche am Scheidewege (16); Gogarten: Kirche und politisches Leben (14); Holthausen: Die katholische Kirche und die deutschen Minderheiten (13); Forsthoff: Um die evangelische Kirche (12); Langendorf: Die Friedensfrage in der evangelischen Kirche (12); K. K.: Zum evangelischen Kirchenvertrag (9); K. K.: Die Catilinarische Verschwörung in der evangelischen Kirche (1 — Karl Barths Quousque tandem).

Das geht uns an. Man will uns dienen und man verlangt unseren Dienst. Man weiß um die enge Verflochtenheit aller geistigen und politischen Formungen einer Epoche untereinander, man vergißt nicht, daß (wie der katholische Staatswissenschaftler Carl Schmitt in seiner Schrift „Politische Theologie" es ausgedrückt hat) das metaphysische Bild, das sich ein bestimmtes Zeitalter von der Welt macht, dieselbe Struktur hat wie das, was ihm als Form seiner politischen Organisation ohne Weiteres einleuchtet, man lebt aus der Erkenntnis, daß auch eine gute Politik zuvörderst einer guten Theologie bedarf. Das wird besonders klar in dem staatspolitischen Sonderheft, der Monatsbeilage zum Heft 31 vom 3. August. Der Aufsatz „Repräsentation" von Manfred Wild, der sich bearifflich um die Herausstellung derjenigen Grundelemente müht, die den Staat als die politische Einheit eines Volkes über allen anderen soziologischen Bindungen und gegen eine Repräsentation des Ganzen bloß durch eine aktionsfähige Gruppe von Interessenten darstellen können, bedürfte eingehenderer Auseinandersetzung. Der folgende Aufsatz „Artikel 48" von Martin Merck bringt eine eingehende staatsrechtliche Auslegung der mit diesem Artikel gegebenen Fragen. Weiter: „Kritik der schweizerischen Demokratie" von H. A. Wyß nimmt die schon erwähnte Fragestellung der „Identität" der gegebenen Ganzheit eines Volkes mit seiner politischen Einheit einerseits und der „Repräsentation" dieser politischen Einheit des Volkes, das als solche Einheit niemals in realer Identität anwesend sein kann, durch die zur Repräsentation Berufenen anderseits wieder auf, wendet sie auf das Schweizerische Staatswesen an, doch so, daß man nicht umhin kann, wie bei einer Fabel diesem Scheinwerfer bis dahin zu folgen, wo er auf uns und unsere Verhältnisse trifft. — „Es stellt sich vor: Hans Kelsen" kritisiert scharf die Rabulistik der Methode des nach Köln berufenen Wiener Professors in seiner Polemik gegen Rudolf Smend. — Von den nun folgenden mit erquicklicher Sachlichkeit geschriebenen kleineren Artikeln seien nur im Vorbeigehen ausgewählt die über „Hugo Preuß", „Die Stufen des Preußischen Konservativismus", „Die Beilegung des Kulturkampfes in Preußen", der über „Konstantin Frantz" und wieder einer über das „Wesen der Repräsentation"; dieser letzte wiederum mit scharfer Kritik „an der heutigen Misere des politischen Lebens".

Eingeleitet aber ist dies Sonderheft durch einen acht Spalten langen für die Gesamthaltung der Zeitschrift außerordentlich instruktiven Aufsatz von Martin Grimm „Politische Theologie", der eine zusammenschauende Exegese der Theologie Gogartens und ihrer unmittelbar politischen Bedeutsamkeit mit Erfolg zu geben versucht: Die Predigt des Wortes Gottes ist politische Tat. In einer Welt, die sich in ihrer Fesselosigkeit und schrankenlosen Ichbesessenheit zu Grunde zu richten droht, hat protestantische Verkündigung die Aufgabe, in nüchterner Erkenntnis der tatsächlichen Gegebenheiten und in Rückbesinnung auf die ursprünglichen Seinsgrundlagen eben dieser Welt wieder zu Erkenntnis der großen Ordnungen zu verhelfen, die wir verloren haben. Wir sind in jeder Beziehung endliche Wesen, wir können in keiner Beziehung sein wie Gott. „Protestantismus ist Bindung durch den offenbaren, in die Endlichkeit eingegangenen Gott" und darf darum nicht vergessen, daß er Bindung ist an und durch die endliche Wirklichkeit, d. h. aber auch durch die sündige und sündhafte Wirklichkeit, die unter Gericht und Vergebung steht. Damit wird die Individualität des Menschen, die allemal in Freiheit sich selbst bestimmen und sich selber rechtfertigen möchte, ewig auf der Flucht vor dem jeweils im Augenblick geschehenden Anspruch Gottes, ewig mit sich selbst und seinen (wahrhaftig nicht nur schlechten!) Süchten beschäftigt, ewig Selbst-Herr sein wollend, auf ihren wirklichen Platz in der von Gott geschaffenen Welt verwiesen. Jeder auf seinen Platz, jeder in seinen „Stand" (Ehe, Familie, Beruf ... Staat). Die Formen dieser Ordnungen veralten und müssen geändert werden; der wirkliche Mensch aber kann nicht gedacht werden und kommt nicht vor anders als in diesen Ordnungen, aus denen er sich nicht kraft des heillosen Prinzips der „freien Persönlichkeit" herausstellen darf, aus der auch die Verkündigung der Kirche ihn nicht herausholen, vereinzeln und atomisieren darf, denn dadurch würde sie ihn um sein wirkliches, sein politisches Sein betrügen, als gehöre er Niemandem mehr, keinem Gott und keinem Menschen mehr, nur sich selbst. ... Auf die Politik angewandt bedeutet das, daß wie für die gegebene Existenz des Menschen Gottes Schöpfungsordnung jeweils immer schon vorhergesetzt ist, so damit auch die übergeordnete Autorität eines durch die Geschichte gegebenen bestimmten Staates, dem der Mensch jeweilen zugeordnet ist, gegeben ist. Die individualistische und pluralistische Zersetzung des Staates, die ihn in unzählige vom Ich her begründete Bestimmungen auflösen möchte, zeigt sich heute am deutlichsten daran, daß das Übergewicht der Wirtschaft über die Politik ein schon fast dämonisches Ausmaß gewonnen hat; die beiden Fronten des Kampfes, der heute geführt wird, des Klassenkampfes, sind dafür Zeugen, in den Gewerkschaften am wenigsten ideologisch verwirrt, dafür aber auf den heute wirklichkeitsgemäßen Ausdruck gebracht, und sie beweisen, „daß heute die entscheidende Freund-Feind-Gruppierung tatsächlich klassenkämpferisch erfolgen muß, solange der spezifisch staatliche Herrscheranspruch nicht zur Geltung kommt". ...

Wie nun aber? Die Verfassung enthalte Elemente genug, die dazu in Tätigkeit zu setzen seien, sagt der vorliegende Aufsatz *). Denn nicht um Theorie geht es im Ring, sondern darum, politische Kräfte aktiv einzusetzen. Wieder und wieder wird auch betont, „daß die gegenwärtige Staatskrisis nur durch eine gegen das Parlament durchzuführende Gesamtreform überwunden werden kann". Die Besorgnisse, die uns alle (ohne Unterschied der Partei) brennen, die mit dem Worte „Krisis des Parlamentarismus" zwar unvollständig, aber in diesem Punkte wohl richtig bezeichnet sind, werden deutlich gesehen und herausgestellt. Die Antwort freilich „gegen den Marxismus" (die Parteistärke liegt ja gerade darin, daß es ihn gar nicht gibt!) oder „ohne die Sozialdemokratie" (und der „Splitter im eigenen Auge"?), die heute in Wirklichkeit eben doch darauf hinausliefe, mit einer ganzen Hälfte des Volkes (und zwar einer für das Staatsganze unentbehrlichen und dazu politisch durchorganisierten!) als für die politische Gestaltung der Staatszukunft ausfallend nicht mehr zu rechnen, praktisch also auch mit der einen Hälfte des Volkes gegen die andere zu regieren, scheint uns, gerade weil sie heute auch nicht eben unpopulär ist, in ein großes Fragezeichen auszulaufen. Das ist ebenso unfruchtbar, wie wenn man umgekehrt die gesunden Kräfte etwa des „Stahlhelm" für immer oppositionell abseits stehen lassen wollte.

Nach diesem Überblick läßt sich jetzt vielleicht (— doch das mit allen Vorbehalten! —) auch sagen, „was das nun für Leute sind", die sich da um den „Ring" zusammenfinden. In eine Diskussion über Gogartens Ständelehre einzutreten, liegt hier ja nicht Anlaß vor. Es handelt sich bei dem allen um ein verheißungsvolles Hervorbrechen neuer nicht parteigebundener konservativer Kräfte, auf deren theologische Grundlagen die sogenannte Theologie der Krisis, insbesondere Gogarten entscheidenden Einfluß ausgeübt hat zumal zur Überwindung alter Ideologien, die sich als falsch erwiesen haben; deutlicher: es handelt sich in unserem heutigen, gegebenen, demokratischen Staatswesen um die Frage nach Ordnung, Bindung, Autorität, d. h. es geht wirklich um Dinge, die uns am eigenen Leibe angehen.

Bergen Karl Wessendorft

*) Berlin W 8, Postschließfach 87. Monat 3,50, Vierteljahr 10 M.

*) Besonders instruktiv hat dazu Carl Schmitt geschrieben: „Das Problem der innerpolitischen Neutralität des Staates." Mitteilungen der Industrie- und Handelskammer Berlin vom 10. 5. 30.

Bücher und Schriften

Das Wort und die Existenz. Eine Auseinandersetzung mit der dialektischen Theologie. I. Die Theologie des Worts bei Karl Barth. Von Theodor Siegfried. Gotha, Leopold Klotz 1929. 301 S. 10 M.

Eine Kritik dieser Schrift ist nicht gut möglich, ohne daß man zunächst seine eigene Stellung zu der Dogmatik Karl Barths präzisiert. Denn Siegfried schließt sich so eng an letztere an, daß man eigentlich immer den Barthschen Urtext daneben haben muß, um genau zu verstehen, was er meint. Ohne in eine nähere Begründung einzutreten, möchte ich deshalb von mir aus zu der Dogmatik Barths Folgendes sagen.

Sieht man die Krisis des Protestantismus in der Hauptsache vom rein innertheologischen und innerkirchlichen Gesichtspunkt aus, dann kann man vielleicht einen Augenblick der Meinung sein, die einzige Rettung „der religiösen Substanz" des protestantischen Christentums liege heute in der Wiederaufrichtung eines streng theologischen Denkens, das sich aller philosophischen „Kuckucks'eier" entledigt hat. Diese „Strenge" des theologischen Denkens besteht dann darin, daß man die letzten beiden Jahrhunderte der Entwicklung des protestantischen Geisteslebens überspringt, vielleicht auch unterschlägt, um den Faden da wieder anzuheften, wo das Gewebe der abendländischen Kultur noch die unverkennbare theologische Grundfarbe hat, während es nachher bekanntlich sehr vielfarbig und bunt wird. Das geht aber nicht. Denn selbst dann, wenn man davon überzeugt wäre, daß die Probleme der altprotestantischen Orthodoxie im Grunde lebensnäher und auch lebenswichtiger gewesen seien als manche der Fragen und Fragestellungen, mit denen sich die theologische Diskussion des 19. Jahrhunderts beschäftigt hat, so kann man doch nicht einfach sagen: wir fangen da wieder an, wo jene aufgehört hat. Denn erstens kann man es nicht wirklich, auch Karl Barth nicht, und zweitens nützt es nichts, weil wir inzwischen andere Menschen geworden sind. Barth selber würde als Erster protestieren, wenn ein Kirchenregiment versuchen wollte, auf Grund der in seiner Dogmatik entwickelten theoretischen Sätze „Wort Gottes" und Predigt von der Idee einer theologisch „richtigen" Dogmatik aus zu normieren. Wenn das aber nicht gemeint ist, wozu dann das Ganze? So geht es jedenfalls nicht. Wenn eine Dogmatik, also eine Aussage über den Inhalt des christlichen Glaubens in der Form wissenschaftlichen Denkens, den Zweck erfüllen soll, den sie heute hat, dann müßte sie ebenso vom Geist der theologischen Zunft frei, wie vom Geist des christlichen Glaubens erfüllt sein. Sie müßte so reden, wie der heutige Mensch redet, sie müßte von den Fragen ausgehen, die ihn jetzt bedrängen, und doch zugleich vom Glauben des Christen aus die Antwort geben. Das können wir eben alle nicht, teils aus Mangel an Glauben, teils aus einem Mangel unserer Bildung, weil der Theologe nur theologisch, der Mediziner nur medizinisch, der Philosoph nur philosophisch zu denken gelernt hat und weil jeder von ihnen die Seele des Menschen um eine andere Spule wickelt.

Mir scheint, daß dies das praktische Anliegen gewesen ist, das Siegfried bei seiner Arbeit über die Barthsche Dogmatik bewegt hat. Er hat sich die unendliche Mühe gemacht, Barths Sätzen bis in alle Einzelheiten nachzugehen. Dabei entfaltet er einen erstaunlichen kritischen Scharfsinn und eine ebenso erstaunliche Geduld. Der erste Abschnitt seines Buches, der den Titel „Kritische Analysen" führt, läßt wohl kaum eine wesentliche These Barths ungeprüft. Immer wieder wird festgestellt, daß Barth mit seinen Sätzen entweder zu viel oder zu wenig sage, daß seine Begriffe unaeklärt seien, daß sie manchmal sogar den Eindruck gewollter Mißverständlichkeit machen usw. Positiver und fruchtbarer scheint mir der zweite Teil zu sein, in dem Siegfried zeigt, daß mit den dialektischen Formeln bei Barth immer etwas Anderes gemeint sei, nämlich nichts „Dialektisches", sondern etwas Christliches, daß aber oft sehr viel guter Wille von seiten des Lesers dazu gehört, um sich in den Gedankengängen Barths vom dialektischen zum christlichen Anaernis durchzuringen. Wäre es nicht besser gewesen, eine klare Kritik des Begriffs vom „dialektischen Denken" vorauszuschicken und dann das Andere an diesem Faden aufzureihen? Siegfried hat sich ohne Frage über diesen Begriff der Dialektik Rechenschaft gegeben und verfügt auch über die erforderlichen Kenntnisse, um eine so schwierige Sache klar darzustellen. Aber was er darüber sagt, steht verstreut teils in, teils hinter den Zeilen und kommt infolgedessen nicht zu voller Wirkung. Immerhin: das Buch zeugt von einer großen Energie des Denkens, von einem sehr ernsten Willen zur Klarheit und von einer lebendigen Verantwortung für den wissenschaftlichen Ausdruck des christlichen Glaubens.

Dennoch möchte ich noch einmal zu dem zurückkommen, was eben angedeutet wurde. Der Gesamteindruck der Siegfriedschen Arbeit ist nicht ermutigend. Es macht traurig, zu sehen, daß die Theologie sich so mit Kritik und Antikritik ihrer Grundbegriffe abquälen muß, während es so nötig wäre, von der Sache, d. h. vom Inhalt des christlichen Glaubens selbst ein verständliches und klares Wort zu sagen. Es ist mir (und vielen Anderen) bei der Lektüre der Dogmatik Barths und nun bei der Siegfriedschen Kritik so zu Mute gewesen, wie es einem Elternpaar zu Mute sein mag, dem ein Kind geboren wurde, das aber kurz nach der Geburt starb. Sie holen einen Arzt; der stellt fest, daß und warum es nicht lebensfähig war. Gewiß: man dankt ihm, wenn er geht; aber man dankt ihm mit einem traurigen Herzen. Denn das Anliegen, das Barth hat, haben wir alle: wir möchten so gern eine Dogmatik haben, der man anmerkt, daß sie aus dem Glauben heraus gedacht ist, und die darum auch Glauben wachzurufen imstande ist. „Dialektik" haben wir nun genug.

Aber Barth wie Siegfried verheißen beide noch einen zweiten Band. Man darf beiden mit Spannung entgegensehen.

Friedrich Delekat

Luther und Kant. Ein geistesgeschichtlicher Vergleich im Anschluß an den Gewissensbegriff. Von Theodor Siegfried, Professor in Marburg. Gießen, Alfred Töpelmann 1930. 130 S. 4.80 M.

Es lohnt sich, bei der Besprechung dieser Schrift von der „Vorbemerkung" auszugehen, die Siegfried ihr vorausgeschickt hat. Aus ihr erhellt, was er mit seiner Schrift wollte. Er spricht davon, daß bei Nietzsche dasselbe Problem vorliege wie bei Luther. Bei Beiden handle es sich um die Überwindung des bösen Gewissens. Nietzsche suche sie auf dem Wege einer psychologischen Wegerklärung („ein schlechtes Gewissen haben, ist unanständig"): Luther setze den Glauben gegen das böse Gewissen (im bösen Gewissen offenbart sich die Macht des Teufels). Zwischen Beiden stehe Kant als Übergang. In seinem ethischen Denken sprächen sich Beide aus, der Lutheraner, der aus dem Glauben heraus das böse Gewissen zu überwinden sucht, und der moderne Mensch, der es sich durch psychologische Technik ausreden läßt. Deshalb bestehe eine wesentliche wissenschaftliche Aufgabe darin, zu zeigen, wie der Weg von Luther zu Kant verlaufen sei. Dies ist ohne Zweifel eine eigenartig und glücklich erfaßte Problemstellung.

Siegfried spricht in den beiden ersten Teilen über Luther: in den beiden letzten stellt er Kant Luther gegenüber. Was er über Luther sagt, zeugt von einer guten Quellenkenntnis. So scheint mir z. B. der Durchbruch von der Mystik zur reformatorischen Haltung bei Luther gut und klar geschildert. Dasselbe gilt von seiner Darstellung Kants. Mir ist eine Arbeit, die die zahlreichen unbewußten Beziehungen zwischen Kant und Luther so deutlich aufdeckte, nicht bekannt. Sie liegen zum Teil in der gefühlsmäßigen Nüancierung der Kantischen Begriffe. Siegfried hat da viel Neues gesehen.

Nichtsdestoweniger habe ich am Schluß den Eindruck gehabt, daß die Fülle der Einzelerkenntnisse ihn etwas überwältigt hat. Er ist mit seinem Thema nicht völlig zu Rande gekommen. Man lernt aus seinem Buche sehr viele Einzelheiten; aber die Grundlinie ist nicht klar. Ich werfe nur einige Fragen auf, die mir im Augenblick einfallen. Siegfried sagt auf S. 80: „Wie in der theoretischen Sphäre die Autonomie zuletzt an der Idee des universalen Ordnungszusammenhangs hängt, so hängt sie in der praktischen Sphäre zuletzt an der Anerkennung des Gesetzes der Freiheit, d. h. der schöpferischen und verantwortlichen Mächtigkeit, die der Geist hat." Dies sei bei Kant ein Nachklang der libertas christiana. Das mag sein. Wenn aber, dann ist es zugleich ein böses Mißverständnis der christlichen Freiheit Luthers. Denn nach Luther ist der Mensch weder im Theoretischen, noch im Praktischen wirklich schöpferisch, kann er doch seiner Meinung nach kraft seines freien Willens „nicht einmal eine Laus totschlagen", geschweige denn die Welt „gestalten". Gibt es überhaupt eine Verantwortlichkeit zur schöpferischen Weltgestaltung? Lehrt nicht umgekehrt die Erfahrung, daß dem, der Verantwortung tragen kann, ganz von selbst immer mehr aufgepackt wird, so daß er mit dem, was der Tag bringt, über und über genug zu tun hat und schlechterdings keine Zeit mehr behält, sich darüber Gedanken zu machen, wie die Welt aussehen müßte, wenn er sie aus der schöpferischen Kraft seiner Freiheit neu gestalten sollte? Das ist im Grunde doch auch gut so. Denn die vielen „Weltgestalter" halten meistens den Lauf der Dinge bloß auf. Die eigentlich „schöpferische" Kraft des Menschen liegt stets in dem, was er tun muß.

In ähnlicher Weise wäre zu den Gedanken Siegfrieds noch vieles zu bemerken. Andere werden vielleicht an anderen Stellen mit ihrer Kritik einsetzen. Darum bleibt der Wert seines Buches doch bestehen. Er hat ein wesentliches Problem in seinen Einzelheiten zu erfassen versucht. Damit führt er hinaus über jene unerquickliche Denkgewohnheit, die das Wort Idealismus einfach als Schimpfwort gebraucht, während hier doch gar nichts zu schimpfen, wohl aber sehr viel zu erkennen ist, und zwar um so mehr, je mehr wir fühlen, daß wir keine „Idealisten" mehr sein können.

Friedrich Delekat

Immanuel Kant: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Mit Leitfaden und Erläuterungen neu herausgegeben von Rudolf Otto. Gotha, Leopold Klotz 1930. 213 S. 7 M.

Der Zweck dieser Neuveröffentlichung ist, Anfängern das Studium der Kantischen Ethik zu erleichtern. Otto tut das, indem er dem Kantischen Text einen Leitfaden und eine Erläuterung der Grundbegriffe der Kantischen Ethik hinzufügt. Beide sind sehr

klar und gut orientierend. Sie weisen auch auf die Schwächen und inneren Unausgeglichenheiten der Kantischen Gedankengänge hin, bleiben jedoch in den Grenzen einer „immanenten Kritik".

Ich glaube ja, daß von seiten der Theologie an Kant dieselbe Arbeit geleistet werden müßte, wie sie Otto an den Texten der indischen Bakhti-Religion leistet. Auch hier wären „Vergleich und Unterscheidung" der Gedanken Kants mit dem Christentum des Neuen Testaments sehr am Platze. Aber das ist charakteristisch für unsere Lage: eine Auseinandersetzung mit den Religionen Indiens erscheint uns fast leichter und näherliegend als die Auseinandersetzung mit der eigenen Tradition. Denn das Eine ist Glaube, tritt uns sofort als solcher entgegen und wird darum auch ohne Weiteres, wenngleich als ein fremder, so doch als Glaube anerkannt; das Andere aber ist Philosophie, bei der man nicht ohne Weiteres sicher ist, wieviel Glaube darinsteckt. Wir werden aber nicht darum herumkommen, in eine neue Auseinandersetzung mit Kant einzutreten. Denn er ist trotz Scheler und Nikolai Hartmann immer noch nicht „erledigt".

Auch aus diesen Gründen ist eine Neuausgabe von Kants Metaphysik der Sitten berechtigt, zumal wenn sie, wie Otto das selbstverständlich tut, das religiöse Erbe in Kant hervortreten läßt. Das fein ausgestattete Büchlein wird Studierenden gute Dienste tun, kann aber auch unseren Gebildeten, die um ethische Klarheit ringen, nicht genug empfohlen werden.

Friedrich Delekat

Religiöse Verwirklichung. Von Paul Tillich. Berlin, Furche Verlag 1930. 312 S. 10, geb. 12 M.

An diesem Buche von Tillich ist zunächst unbedingt anzuerkennen, daß es den entschlossenen Versuch macht, von der fachwissenschaftlichen Sprache der Theologie loszukommen und von Gott, Christus, Sünde, Gnade, Kirche und Gemeinschaft so zu reden, daß bei den Lesern von heute nicht sofort unnötige Komplexe und Aergernisse entstehen. Diese Richtung des Denkens muß die heutige Theologie verfolgen. Davon hängt das Schicksal des protestantischen Christentums und der evangelischen Kirche ab, — soweit es überhaupt von Menschen abhängig ist.

Nun aber ist die Form, in der ein Inhalt aufbewahrt wird, nie unwesentlich. Denn sie wirkt auf den Inhalt ein, schon im Materiellen. In Finnland ist es z. B. verboten, Milch und Brot in demselben Laden zu verkaufen, weil sie sich gegenseitig affizieren; die Milch wird sauer und das Brot schimmelt. Ähnlich ist es im Geistigen und zwar ganz besonders da, wo es sich um das Verhältnis von Christentum und Philosophie handelt. Die Theologie kommt ohne philosophische Begriffe gar nicht aus, und es wird ganz schlimm, wenn sie sich für ihre Zwecke ihre eigene Philosophie zurecht macht; aber sie soll trotzdem nicht einen philosophischen, sondern einen christlichen Geist haben. Sonst ist Keinem mit ihr geholfen, weder denen, die sich für Christen halten, noch denen, die sich nicht dafür halten. Mit dieser Schwierigkeit ringen wir alle und sollten daher, weil wir alle im Glashause sitzen, nicht mit Steinen werfen.

Dieser Sachverhalt tritt dem Leser der Tillichschen Schrift ganz besonders plastisch vor Augen. Tillich möchte offenbar von der Substanz des Christentums nichts preisgeben. Denn er kennt die innere Lage der heutigen Menschen zu gut, um nicht zu wissen, daß ihm nur ein lebendiger Glaube (d. h. auf philosophisch: „religiöse Substanz") in seinen vielfachen inneren und äußeren Nöten helfen kann. Die Sorge darum, daß etwas Wesentliches verloren gehen könnte, macht Tillich sogar an einigen Stellen übermäßig vorsichtig. Seine Kritik am kirchlichen und nichtkirchlichen Protestantismus wäre an vielen Punkten gerechter und weniger mißverständlich, wenn sie konkreter wäre. Man hat den Eindruck, daß er manchmal selbst nicht ganz sicher ist und sich deshalb in die Abstraktion hineinflüchtet. Auch daran leiden mir alle. Unsere protestantische Situation wäre nicht im entferntesten so sehr „innerlich bedroht", wenn wir im Stande wären, uns selbst und unseren Mitmenschen weniger abstrakt und bestimmter zu sagen, was wir glauben und wollen. Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß Tillich das möchte, daß er positiv-aufbauend und nicht negativ-zersetzend wirken will, aber es gelingt ihm nicht immer.

Was nun seine Methoden und die Art seiner Anpassung an die dem heutigen Menschen geläufige Sprache angeht, so weiß ich nicht, ob er auf dem richtigen Wege geht. Er ist philosophisch Realist (im mittelalterlichen Sinne des Wortes) und nimmt als solcher verschiedene Stufen des Seins an. Er versucht überhaupt den Inhalt des christlichen Glaubens als eine Lehre vom Sein darzustellen. Von da aus entstehen solche Sätze wie die: „Das ist das Einzigartige und Tiefe und Unerschütterliche dieses Urteils (nämlich des Urteils, „das uns sicherspricht" — theologisch: justificatio), daß es nicht gründet auf irgendeinem Sein, auch nicht auf irgendeinem religiösen oder kirchlichen oder frommen Sein, sondern daß es nur so ergeht, daß es zugleich all dieses in Frage stellt" (S. 40). Oder: „Evangelische Kirche ist, wo in der Vollmacht des neuen Seins die menschliche Grenzsituation in ihrem Nein und Ja verkündigt wird" (S. 41). Oder in dem Aufsatz über „Christologie und Geschichtsdeutung": „Die Freiheit des Seienden von seiner Notwendigkeit ist die Erhebung des Seienden zum Sinn" (S. 119). Dies ist nicht nur schrecklich umständlich und sehr schwer verständlich ausgedrückt, sondern, wie ich glaube, auch nur sehr teilweise richtig. Denn der christliche Glaube enthält primär nicht eine Lehre vom Sein des Menschen, wie auch die Gnade keine „Gestalt" (auf griechisch: εἶδος) ist, sondern es handelt sich dabei — wenigstens für mich — in erster Linie um Fragen, vor die der Mensch als handelnder gestellt wird. (Wie es mit seiner Verschuldung am Menschen ist, ob er der Sünde praktisch entgehen kann, inwiefern und in welcher Gestalt dieses Böse in der Gegenwart als objektive Macht am Werke ist, ob eine Befreiung darin liegt, daß er es als solche erkennt usw.) Erst von hier aus kann es, wie mir scheint, auch ein christliches Philosophieren geben, d. h. ein Nachdenken darüber, welche Folgerungen für die Auffassung vom Wesen der Welt und des Menschen entstehen, sobald Sünde und Schuld als konstitutive objektive Faktoren menschlichen Gemeinschaftslebens anerkannt werden. Infolgedessen würden sich für mich alle Probleme, die Tillich anschneidet, anders darstellen. Ich nenne sie hier kurz: das der protestantischen Verkündigung, das der Wirklichkeit („gläubiger Realismus"), das des „Symbols" (Tillich erwartet sehr viel von einer neuen Symbolik, aber er denkt selbst ganz abstrakt und unplastisch); das der Geschichtsdeutung (warum alle abendländische Geschichtsdeutung christologisch nennen, wenn der Begriff des Christologischen seiner Beziehung auf Christus entleert und ganz „abstrakt-geschichtsphilosophisch" genommen wird? die Philosophen lächeln darüber und die Theologen ärgern sich); „Natur und Sakrament"; „Persönlichkeitsbegriff" (hier sind nach meiner Kenntnis der Dinge die Ergebnisse der sogenannten Tiefenpsychologie nicht genug und auch nicht ganz zutreffend, jedenfalls einseitig ausgenützt); „Klassenkampf und religiöser Sozialismus" (angesichts der Aktualität der Frage viel zu abstrakt; warum fehlen die reichen Erkenntnisse, die bei Hendrik de Man stehen?); „Staat und Geist"; zwei Aufsätze mit historischen Themen (über Augustins Gottesstaat und über Lessing).

Es ist leicht zu kritisieren, schwer besser zu machen. So, wie es ist, kann das Buch Tillichs lediglich als ein Einbiegen auf einen Weg angesehen werden, den die Theologie beschreiten muß. Sie muß aus ihrer Isolierung heraus. Aber sie darf den Fortgang nur dann machen, wenn sie ihrer „Substanz" sicherer ist. Praktisch heißt das: die Probleme, die Tillich mehr erfühlt als klar erkannt hat, müssen viel gründlicher und religiös tiefer erfaßt werden. Aber Weg und Wille sind richtig.

Friedrich Delekat

Die Ethik des Heiligen Augustinus. Von Joseph Mausbach. Zwei Bände. Zweite vermehrte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co., Verlagsbuchhandlung 1929. 422 u. 431 S.

Augustin. Ein Lebens- und Zeitbild. Von E. F. Klein. Berlin, Deutsche Evangelische Buch- und Traktatgesellschaft 1930. 344 S. Geb. 7.80 M.

Zum Augustinjubiläum (28. August) ist die Ethik Augustins in neuer Auflage herausgekommen. Nach diesem brauchbaren, mit umfassender Beherrschung des vielgestaltigen Quellenmaterials geschriebenen Buche (Sermone und Briefe Augustins werden in erfreulichem Umfange herangezogen) wird man greifen, wenn man kennen lernen will, was die gegenwärtige katholische Theologie zu dem zugleich heilig gesprochenen und in seinen Schülern verketzerten Vater der mittelalterlichen Kirche zu sagen hat. Daß dabei die Hauptprobleme der augustinischen Theologie von der Frage der Ethik aus aufgerollt werden, ist ebenso kennzeichnend für die Lage des „Augustinismus" in der katholischen Kirche, wie es für die protestantische Forschung, ich erinnere an Troeltsch, anregend gewesen ist. Auch sonst läßt sich eine gewisse Gemeinsamkeit zwischen den Forschern der verschiedenen Lager aus Mausbachs Buche nicht verkennen. Mit Stolz beruft er sich (2, 391) auf Holls abschließendes Urteil über die Augustinforschung (Ges. Aufs. 3, 116), daß nämlich, auf die tiefsten Antriebe gesehen, die katholische Kirche Augustin immer richtiger verstanden habe als ihre Gegner. Und wie gegenwärtig gegenüber Troeltsch die ältere Meinung von der Zugehörigkeit Augustins zum Mittelalter sich wieder unbestritten durchgesetzt hat, so kann auch Mausbach die mittelalterliche Auseinandersetzung mit Augustin als einen positiven Beitrag zu seinem Verständnis würdigen. Auf der anderen Seite vermag er in bemerkenswerter Selbständigkeit die Gegensätze zwischen ihm und Thomas offen zuzugeben und alle voreiligen Ausgleichsversuche ruhig, aber scharf abzuweisen. Allerdings beschränkt er die Auseinandersetzung dabei auf einzelne dogmatische Teilfragen, ohne daß der prinzipielle Unterschied in der Stellung zum Aristotelismus gebührend zur Geltung käme. So behauptet das Werk im Ganzen seine sichere und unentbehrliche Stellung in der Augustinforschung.

Zwar wer darüber hinaus von der neuen Auflage eine Bereicherung der Forschungsergebnisse erwartete, wird von ihr enttäuscht sein. Ihr Hauptteil ist in Anmerkungen und Text ein unveränderter Abdruck der ersten Auflage von 1909. Damit hängen gewisse bibliographische Mängel zusammen, so daß etwa Harnacks Dogmengeschichte nur nach der vorletzten Auflage zi-

tiert wird, oder daß ein so wichtiges Buch wie Thimmes kurz vor der ersten Auflage erschienenen Untersuchungen über die geistige Entwicklung Augustins im ersten Bande auch jetzt nur in gelegentlichen Anmerkungen nach Abschluß der Darstellung erwähnt worden ist. Dafür würde man breit ausgesponnene Auseinandersetzungen mit veralteten Arbeiten wie denen von Feuerlein (1869) gerne entbehren. — Einen gewissen Ersatz bietet freilich ein 28 Seiten langer Anhang, der zu vier in den letzten 20 Jahren besonders lebhaft verhandelten Fragen Stellung nimmt. Die protestantische Wissenschaft hat sich vor allem mit der inneren Entwicklung Augustins und seiner Staats- und Kulturauffassung beschäftigt. Leider ist seine Gnadenlehre oft gestreift, aber niemals zusammenhängend behandelt worden; was Mausbach dazu zu sagen hat, beschränkt sich ebenfalls auf einzelne Randbemerkungen. Die Frage nach der Gotteserkenntnis Augustins, die mit der geschichtlichen Frage nach seiner Stellung zum Neuplatonismus eng zusammenhängt, ist von der modernen katholischen Religionsphilosophie neu gestellt worden; auch hier gibt Mausbach keine ausführlicheren Darlegungen. Es ist der ganze Anhang nichts als eine Bekräftigung der im Hauptteil, vor 20 Jahren, ausgesprochenen Thesen; was sie bestätigt, wird an der neueren Forschung gelobt; und man merkt dem Verfasser die Freude darüber an, daß er nichts zurückzunehmen hat. In der Tat kann man das nur als ein gutes Zeichen für das Werk buchen, weil es eben die entscheidenden Fragen schon seinerzeit gestellt und in seiner Weise beantwortet hat. Immerhin hätten sich diese Fragen, wenn der Ertrag der neueren Forschung in der Neuauflage wirklich verarbeitet worden wäre, schärfer präzisieren lassen, als das bei einer Problemstellung, die im Wesentlichen durch die Namen Harnack und Scheel gekennzeichnet ist, geschehen konnte. Damit wären auch manche Antworten schärfer ausgefallen und die Neuauflage hätte nicht nur Erreichtes befestigt, sondern auch neuer Erkenntnis den Weg bahnen können. —

Einen ganz anderen Typus stellt die Augustinbiographie Kleins dar. Sie will bewußt auf jeden wissenschaftlichen Charakter verzichten und ein schlichtes Lebensbild für die Gemeinde bieten. Man kann diesem Buche erst dann gerecht werden, wenn man es mit dem „Tendenzroman“ (so Dörries in der Theol. Rundsch. 1929, S. 226) des Franzosen Louis Bertrand vergleicht, der zwischen 1913 und 1927 135 Auflagen erlebt hat und auch in deutscher Übersetzung erschienen ist. Hier ist eine Aktualisierung Augustins im Sinne des modernen französischen Nationalismus und eines Vulgärkatholizismus romanischer Färbung erreicht (kennzeichnend, daß der Pelagianische Streit fast ganz übergangen wurde). Demgegenüber hat Klein die Gefahren, die einer solchen Vergegenwärtigung immer anhaften, besser zu überwinden gewußt und damit gezeigt, daß im heutigen Protestantismus Augustin vom kirchlichen Gemeindebewußtsein aus in seinem Eigensten besser verstanden werden kann als vom Vulgärkatholizismus. Wenn Klein auch die Bekehrung Augustins in den Formen eines pietistischen Heilandserlebnisses schildert und damit das eigentlich Entscheidende an ihr, nämlich die Hinwendung zum Neuplatonismus und zugleich die Unterwerfung unter die kirchliche Autorität, außer Acht läßt, so hat er doch für die aszetische Seite dieser Bekehrung von seinem pietistischen Heiligungsernst aus ein gutes Verständnis. Kommt so die volle geschichtliche Eigenart des großen Afrikaners auch nicht zur Geltung, so bleibt doch genug, was zum Christen der Gegenwart unmittelbar spricht. In feinsinniger Auswahl läßt Klein die Quellen selbst zum Leser reden, indem er sich dabei hauptsächlich auf die Konfessionen stützt. Die Erstlingsschriften treten ihnen gegenüber fast ganz zurück, dagegen werden Briefe und Predigten, besonders natürlich für die Spätzeit, ausgiebig benutzt. Zu Statten kommt dem Verfasser vor allem, daß er Land und Leute in Nordafrika und Italien aus eigener Anschauung kennt und fesselnd zu erzählen weiß. So ist es ihm gelungen, ein plastisches Bild des Kirchenvaters einem weiteren Kreise zum Jubiläum nahe zu bringen. Wilhelm Maurer

Juden und Araber in Palästina. Von Dr. Alfred Wiener. Berlin, Philo-Verlag 1930. 53 S. 1.40 M.

Diese Schrift — Sonderabdruck aus den „Morgen“ 5, 5 — gibt mehr als ein Verständnis „der jüngsten Vorgänge“ (nämlich von 1929), sie bietet einen wertvollen Beitrag zum Verständnis der im Zionismus wirkenden Kräfte überhaupt und insbesondere der bleibenden Krise in dem Problem „Juden und Araber in Palästina“. Die Ereignisse um die Klagemauer brachten lediglich zur explosiven Erscheinung, was sich an Zündstoff seit der verstärkten jüdischen Siedelung in beiden Parteien gesammelt hatte; die unheilvolle Verquickung von religiösen und politischen Motiven, die hier besonders kraß zu Tage tritt, kennzeichnet überhaupt die Atmosphäre, in der beide Parteien sich bewegen. Die schweren Fehler, die die Führer des jüdischen Siedlungswerkes damit begingen, daß sie das Heilige Land lediglich als eine Gabe aus der Hand der Mächtigen und nicht als Aufgabe (gegenüber den Eingeborenen) ansahen, die verhängnisvolle Mentalität, mit der der Chaluz nach dem Lande der Väter — als ob es eine tabula rasa wäre, kam, die Gleichgültigkeit, mit der man die arabische Frage behandelte, der mangelnde Ernst, den man der sittlichen Aufgabe in ihr entgegenbrachte, das offen ausgesprochene und für die Anderen beleidigende törichte Vertrauen auf die englische Macht — hat der Verfasser mit außerordentlicher Feinfühligkeit empfunden und quellenmäßig reich belegt. Wir fühlen mit ihm, wie aus Unklugheit und Fanatismus die verschiedenen Fäden der Empfindungen, die eine wirklich politische Hand gesondert hält, zu einem bösen Knäuel sich verwirren und wie die Leidenschaften durch Boykottbewegung am Leben erhalten, zu einem bleibenden Kriegszustand zu werden drohen. Die unheilvolle Entwicklung zur Machtprobe, auf beiden Seiten durch Fanatiker genährt, hat ihren tragischen zureichenden Grund in der englischen Politik der Zeit vom Sommer 1915 bis zum 2. November 1917 (Balfourerklärung), deren Unehrlichkeit zuerst von den Arabern empfunden wurde. Eine Gesundung des Verhältnisses ist davon abhängig, daß der innere Bann dieser Politik fällt und daß die Verzauberung, besonders der jüdischen Seele, gelöst wird — freilich, wen Helena paralysiert, der kommt so leicht nicht zu Verstande. Die Schrift — eine notwendige Ergänzung zu dem von uns neulich gehörten Vortrage von Baeck über die Krise in Palästina — ist außerordentlich lesenswert. Wilhelm Frankenberg

Die Volkswirtschaft der Sowjetunion und ihre Probleme. Von A. Jugow. Dresden, Kaden u. Komp. 1929. 371 S. 6.50 M.

Den widersprechenden, von Freund und Feind der Sowjets in die Welt gesetzten Nachrichten über Rußland steht man kritisch gegenüber; man traut ihnen nicht, und Rußland bleibt immer noch, wie seit langen Zeiten, rätselhafte Sphinx. Um so größere Anteilnahme verdient darum Jugows inzwischen auch nach England und Spanien verbreitetes Buch, das offenbar auf genauer Sachkenntnis und eingehenden Studien und Beobachtungen beruht. Nur einen Teil der kulturellen Arbeit der Sowjetregierung, die russische Volkswirtschaft, unterzieht der Verfasser einer eingehenden Betrachtung und Kritik; in 18 großen Kapiteln baut er den ebenso gewaltigen wie interessanten Stoff auf. Industrie und Landwirtschaft, Handel und Finanzwirtschaft, Wohnungsfrage und die allgemeinen Grundgesetze der russischen Wirtschaftspolitik werden besprochen, bis der Leser, angesichts der aufgezeigten Mißerfolge, vor der Frage steht: Was wird weiter?

Ergebnis, mit dem das aufschlußreiche Werk, das in deutschen Unternehmerkreisen anscheinend aufmerksam studiert wird, endet: Ablehnung des Ersatzes der „zum Sterben verurteilten“ Sowjetdiktatur durch ein drohendes reaktionäres Regime und ein kräftiges Bekenntnis zur sozialen Demokratie.

„Der Ausweg aus der wirtschaftlichen Sackgasse ist nur dann gegeben, wenn — unter dem Druck der stetig wachsenden Unzufriedenheit der Massen — das überholte Regime der Diktatur liquidiert, das politische System demokratisiert und die heutige utopische Wirtschaftspolitik radikal geändert wird.“

G H Neuendorff

Die Kerker von Budapest. Ein Buch der Schmerzen. Von Sandor Kémeri. Vorwort von Henry Barbusse. Dresden, Kaden und Komp. 1929. 237 S. 3 M.

„Wer sich seiner Tränen schämt, sollte dies Buch nicht lesen.“ Dies einfache, zutreffende Geleitwort gibt der Verlag einem „Dokument von unserer Zeiten Schande“ mit, das von so gegenständlicher Bedeutung ist, daß seine Lesung (die Überwindung kostet!) für Jedermann Notwendigkeit ist. In die CW aber, die immer, auch da wo es nicht „ratsam“ oder gar gefährlich war (Armenien!), gegen alle Arten von Kulturschande ihre Stimme erhoben hat, gehört eine Anzeige dieses erschütternden Werkes aus der jüngsten Vergangenheit.

Frau von Bölöni, nach dem Vorwort Henry Barbusses die Frau eines bekannten unpolitischen Schriftstellers, unter dem Namen Sandor Kémeri selbst literarisch tätig, zeitweise Sekretärin und Begleiterin von Anatole France, berichtet über ihre eigenen furchtbaren Erfahrungen mit dem Weißen Terror in dem nachrevolutionären Ungarn der Horthyregierung. Die sechs Wochen unberechtigter Haft in den Gefängnissen Budapests, denen sie an Leib und Seele gebrochen entstieg, sind voll von so grausigen, unvorstellbar viehisch-rohen Geschehnissen, daß die Untaten des wahnsinnigen Zaren Iwans des Schrecklichen daneben fast verblassen. Es ist unmöglich, in einer Besprechung auf Einzelheiten einzugehen; nur bitten, mahnen, drängen kann man, das Buch zu lesen, alsbald zu lesen, weil man in Deutschland das wahre Gesicht des Radikalnationalismus unbedingt kennen lernen muß.

Keine mittelalterliche Inquisition, keine barbarische Justiz unzivilisierter Wilden könnte mit verruchteren Methoden gegen harmlose Verdächtige wüten als diese Büttel und Schergen des ungarischen Nationalradikalismus. Polizei und Justiz der französischen Revolution erschienen daneben beinah als harmloses Kinderspiel. Es ist jammerschade, daß der größte Teil der Presse solche Taten systematischer Roheit nicht gekannt oder nicht für erwähnenswert gehalten hat. Allen Freunden diktatorischer Gewaltherrschaft sollte man das Buch „zum Abgewöhnen“ schenken; so denken sich viele von ihnen die Verwirklichung ihres politischen Ideals wohl doch nicht, wie sie hier eine gepeinigte Frau in schauerlicher Anklage schildert, — unwidersprochen, also zweifellos wahrheitsgetreu.

Der Verlag hat dem Buche eine ganz unsensationelle, einfache, aber gute Ausstattung gegeben; die Übersetzung aus dem französischen Original durch Bernhard Jolles liest sich vorzüglich.

G H Neuendorff

Eine argentinische Antikriegsbücherei.

Der Verlag Claridad in Buenos Aires macht es sich seit einiger Zeit zur Aufgabe, die Friedensliebe des an sich kriegsgegnerischen argentinischen Volkes durch Herausgabe einer besonderen, für breiteste Leserkreise berechneten Antikriegsbücherei Por la Paz — Für den Frieden) zu stärken. In dieser „Sammlung von Romanen gegen den Krieg" (Colección de Grandes Novelas Modernas Contra la Guerra), die in Massenauflagen zu dem unerhört billigen Preise von 50 Centavos (= 80 Pfg.) vertrieben und im ganzen spanischen Amerika begierig gelesen wird, befinden sich außer Barbusses „Feuer" und den „Menschen im Kriege" des Südslaven Andreas Latzko bis jetzt auch fünf deutsche Autoren. Den Anfang machte Leonhard Franck mit „Der Mensch ist gut", es folgen Renn „Krieg!", Remarque „Im Westen nichts Neues", Gläser „Jahrgang 1902". Als einstweilen letztes Werk erschien in meiner Übersetzung Fritz von Unruhs „Opfergang".

G H Neuendorff

Jugendrecht. Ein Lehrbuch zur Einführung. Von Dr. Arthur Wegner. Berlin, W. de Gruyter 1929. 228 S. 6, geb. 7.50 M.

Der Breslauer Rechtslehrer gibt hier die erste systematische Darstellung des gesamten deutschen Jugendrechtes. Kurze geschichtliche Überblicke zeigen das Werden und die treibenden Entwicklungskräfte auf dem Gebiete des Jugendrechtes. Die innere Verbindung der vielen einzelnen, sich mit dem Kinde oder dem jugendlichen Menschen befassenden Gesetze und ihr systematischer Zusammenhang wird deutlich. In seiner Amtsarbeit stößt der Pfarrer heute auf Schritt und Tritt auf Fragen und Probleme der Jugendwohlfahrt und des Jugendrechtes. Darum muß die Beschäftigung mit dem Wegnerschen Buche dringend angeraten werden, weil sich dadurch falsche Vorstellungen und irrige Maßnahmen in der Praxis verhüten lassen. Knappheit, Klarheit und Allgemeinverständlichkeit im guten Sinne des Wortes erleichtern das Durcharbeiten des wertvollen kleinen Lehrbuches.

Ulrich Altmann

Napoleon an Josephine. Briefe der Liebe. Übersetzt von Hannah Szasz. 17 Bildtafeln. Freiburg, Urban-Verlag 1929. 237 S. 8, geb. 10 und 15 M.

Es gibt eine ganze Reihe mehr oder weniger guter Sammlungen von Napoleons Briefen. Unter diesen befinden sich stets einige Briefe an seine erste Frau, Josephine Beauharnais, meist solche, die sachliche Angaben enthalten, also mehr ein materielles Interesse haben. Vor einigen Jahren, oder sogar schon Jahrzehnten, gab ein süddeutscher Verlag zum ersten Male Napoleons Liebesbriefe heraus, unter denen an erster Stelle natürlich diejenigen an Josephine standen, sodann aber auch einige an seine von ihm, wenn auch ganz väterlich, sehr geliebte Stieftochter Hortense Beauharnais, an die Gräfin Walewska und schließlich an Marie Louise von Habsburg. Die Sammlung ist schön und übersichtlich, aber sie hat einen großen Fehler, nämlich seit vielen Jahren vergriffen zu sein. Und nun endlich ...

Nun endlich hat sich der Urban-Verlag in Freiburg das Verdienst erworben, Napoleons schönste Liebesbriefe, die an Josephine, neu herauszubringen, in einer wahrhaft mustergültigen Ausgabe. Es gibt nicht viele Bücher, die einem eine wirklich ungeteilte Freude bereiten können. Dieses Buch tut es, nicht nur demjenigen, der Napoleon schätzt und ehrt, sondern allen denen, für die die naturgewaltige Sprache der Liebe, wie sie sich in diesen Briefen offenbart, etwas Schönes ist.

Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß die Beurteilung Napoleons in Deutschland noch heute in mancher Hinsicht gänzlich töricht ist. Auf der einen Seite zwar hat Emil Ludwig durch sein gut arriviertes Napoleonbuch diese Gestalt den Deutschen ein wenig näher gebracht, allerdings in der nicht sehr erfreulichen Form eines Operettenheros; aber auf der anderen Seite begegnet man noch heute immer wieder der Anschauung, daß Napoleon ein Menschenfresser in dem grünen Rock französischer Gardejäger gewesen sei und nur ein Ziel gehabt habe: den Menschen im Allgemeinen und den Deutschen im Besonderen so viel Unheil anzutun, als sich eben in fünfzehn kurzen Jahren antun ließ. Weder will ich an dieser Stelle die Politik und das Werk Napoleons rechtfertigen oder loben, noch will ich seine mancherlei Fehler (Autokratismus und Dynastiewahnsinn) kritisieren, sondern mich in diesem Zusammenhang lediglich gegen die albernen Geschichten wenden, die über Napoleons Verhältnis zu den Frauen kursieren.

In seiner Jugend war Napoleon gar kein Frauenfreund und enthielt sich geradezu asketisch aller Liebesgeschichten, bis ihm im Jahre 1797, als er schon den Aufstand gegen das Direktorium niedergeworfen hatte, Josephine Beauharnais begegnete, die — eine typische Erscheinung der direktorialen Gesellschaft, leichtsinnig und kokett — die Liebe des vielgenannten, jungen Generals gerne hinnahm. Sie war einige Jahre älter als Bonaparte, und wußte die Leidenschaftlichkeit des Italieners sehr gut zu schätzen. Was sie jedoch nicht daran hinderte, ihn, wo sie nur konnte, zu betrügen, kaum, daß er den Rücken gewandt hatte. Während Napoleon dann jenen heroischen Krieg in Italien führte, an dessen Siegen Josephine unbewußt, nämlich infolge der großen seelischen Durchflutung Napoleons, einen gewissen Anteil hatte, schrieb Napoleon die schönsten Dokumente einer Liebe, die ein junger Heros zu schreiben im Stande ist. Diese Zeit, erfüllt von den großen Siegen in Italien, von der großen Leidenschaft zu Josephine, ist die schönste Epoche aus dem Leben Napoleons für die Augen der Nachwelt. Damals schrieb Hölderlin sein schönes Gedicht über Napoleon: „... Laß ihn unberührt, wie den Geist der Natur. An solchem Stoffe würde zum Knaben der Meister. Er soll im Gedicht leben und bleiben? Er lebt und bleibt in der Welt!" Die Lügen Josephines blieben Napoleon nicht verborgen. Und eben diese große seelische Enttäuschung mag der wesentliche Grund dafür gewesen sein, daß Napeoleon es später mit den weiblichen Gefühlen nicht mehr allzu ernst nahm. Niemals aber ist er zu dem Frauenfresser geworden, als den ihn Pamphlete späterer Zeit und die Erzählungen, so z. B. auch die Memoiren der Frau von Rémusat, bis in unsere Tage schildern. Eine sehr tiefe und ernste Liebe hat ihn später mit der Gräfin Maria Walesta verbunden, die dazu befähigt war, ihm in Schönbrunn ein häusliches Glück zu bieten, wie keine andere Frau.

Ich wünschte, daß dieses Buch in die Hände erstens aller derer kommt, die unter der gänzlich falschen Vorstellung eines gefühllosen und gänzlich egozentrischen Napoleon leiden, zweitens aber derer, die Napoleon schätzen und ihn in einer ganz menschlichen Sprache reden hören möchten, drittens aller derer, die an sich Freude an Liebesbriefen haben als der besonders starken und unmittelbaren Ausdrucksform des menschlichen Herzens. Das wünsche ich diesem Buch, das mir selbst eine solche Freude bereitete.

Hans E Friedrich

John Cowper Powys. Roman. Von Wolf Solent. Wien, Paul Zsolnay Verlag 1930. 3 Bände. 366, 389, 324 S. 9, geb. 17 M.

Ein Buch von ganz ungewöhnlichen Qualitäten. Wenn die Kritik es einerseits mit Dostojewski, anderseits mit Shakespeare vergleicht, so scheint der zweite Vergleich (Hamlet in Prosa) angebrachter als der erste. Wahre, innere christliche Religiosität wird man dem Werke weniger nachsagen können. Wohl aber enthält es dasjenige, was in der gegenwärtigen inländischen und ausländischen Literatur so selten ist, nämlich eine aus der Fülle schaffende Gestaltungskraft, einen Ausbruch innersten Erlebens, dem man auf jeder Zeile anmerkt, daß nicht mit kalter Hand ein Thema, sei es auch mit religiösem oder philosophischem Einschlag „in Bearbeitung genommen" ist, sondern daß sich hier ein Mensch mit Himmel, Hölle und Erde, Geist und Blut bis in seine letzten Fasern jahrelang herumgeschlagen hat, ehe ihm das Erlebte zu Gestalten wurde, und daß er dann weiter an der Gestaltung selbst wuchs und sich entwickelte.

So kommt es, daß wir in der Tat mit bei aller Problematik angelsächsischer Kraft Schurken und Reine, Sonderlinge und natürliche Menschen, Normale und Abwegige vor uns gestellt sehen. Dickensche Schnurrigkeit und Absurdität mischt sich mit einer mehr theosophischen als mystischen Hellhörigkeit und Feinfühligkeit, einer heidnischen Weltfrömmigkeit, Bejahung und doch Überwindung des Bösen, wenn auch Überwindung nur in der Form des Duldens oder Vergessens, Duldens auch an und in sich selbst.

Ungewöhnlich starkes Naturgefühl und ungewöhnlich leidenschaftlicher Gedankenzwang geben eine seltene Mischung.

Fast mit Genugtuung kann man hier wieder feststellen, wie der Krieg auch die sogenannten Siegervölker innerlich zerrüttet hat. Nur so erklärt sich jene, gewiß nicht letzte, oben angedeutete Lösung, die auch alle starken deutschen Schriften der Zeit durchzieht, mögen sie die Theologie eines Karl Barth oder die Politik eines Ernst Jünger sein: das Erlebnis des Ungeheuren eines Weltereignisses, in dem das Gute um seiner Güte willen ausgelöscht wurde und das Böse um seiner Bosheit willen siegte, und der Versuch, diesem überwältigenden Ereignis das Welt- und Gottbild anzupassen. Alte Wertungen sind gefallen, aber der Zwang, nach neuen zu suchen, hört nicht auf. Aus den Gräßlichkeiten der menschlichen Natur wird in die Gedankenwelt und in die animalische, pflanzenhafte atmosphärische, kosmische Natur geflüchtet, aber diese Flucht wird als vergeblich erkannt und die Bejahung der Wirklichkeit, unsinnig, wie sie ist, als erste Aufgabe, ehe wieder an ihre Besser-Gestaltung aus neuen, tieferen Kräften herangegangen werden kann. Wer, wie der Berichterstatter, im gleichen Zusammenhange zu Dantes Hölle fand, fühlt vielleicht besonders die Notwendigkeit solcher Entwicklungslinie, die freilich nicht mehr als einen neuen Anfang ergeben kann. Aber dieser Anfang ist verheißungsvoll, wenn anders man an die Kraft des Geistes glaubt, weil hier ein Mensch wirklich und aus dem Ganzen heraus im Geistigen lebt, das ihm als Teil der Natur Blut und Wesentlichkeit gewinnt und nicht in sinnlosem Dualismus neben ihr steht, sei es als wertvoller, sei es als wertloser.

Nichts ist hier gesucht und gewollt. Alles, auch das Fernliegendste, Bilder und Vergleiche von ungeheurer Kraft, Schilderungen und Vorgänge von außergewöhnlicher Eindrucksmacht fließen dem Verfasser aus innerer Not und Notwendigkeit zu.

Hier wird endlich einmal wieder Schicksal gestaltet. Daß es das Schicksal einer zerrissenen Zeit ist, deren Kreuz man auf sich nehmen muß, ist nicht die Schuld des Verfassers, der mit diesem Werk turmhoch aus einer großen Zahl von Gegenwarterscheinungen herausragt. Siegfried von der Trenck

Ghond. Von Dhan Gopal Mukerdschi. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1930. 237 S. 5.60 M.

In der letzten Zeit sind mehrere Bücher aus Indien zu uns gekommen, die Tiere und Pflanzen so zeigen, wie Menschen einer anderen und älteren Kultur sie sehen. Es sind vor allem die Bücher von Bose (Die Pflanzenschrift und ihre Offenbarungen) und von Mukerdschi (Kari, der Elefant; Jugendjahre im Dschungel; Wir pilgern zum Himalaja). Das neueste Buch Mukerdschis, das in der ausgezeichneten Übersetzung von Hilda Westphal vorliegt, ist „Ghond". Es erzählt die Jugendgeschichte eines indischen Dorfknaben. Das alte Indien lebt darin, wie es sich fern der großen Städte erhalten hat, mit seinen besonderen Menschen, seinem edlen Handwerk, seinen alten religiösen Spielen, seiner Freundschaft mit den Tieren. Das Buch bringt uns eine herrliche Fülle der Erlebnisse und Bilder seltenster Art. Darum hat es — wie alle Werke seines Dichters — diese funkelnde, glühende und stille Sprache, die wie durchwirkt mit Edelsteinen und doch völlig einfach ist. Denn niemals sollen hier große Worte eine dürftige Wirklichkeit steigern, sondern immer ist es so, daß auch die leuchtendsten Worte noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, — so groß fühlt man diese. Aber die Flut des Geschehens begreift der Hindu auch anders als wir, und darin liegt ein neuer Reiz und Wert des Buches. Der indische Dorfbewohner kennt die Ferne zwischen Mensch und Kreatur nicht. Selbst seinen Todfeind, den Tiger, nennt der Bauer noch den „gestreiften Bruder". Alles Leben ist ihm verwandt, alles Leben der Ehrfurcht wert. Er tötet wohl aus Not, aber er verlangt auch da ehrliches Spiel und tötet kein Tier, ohne es erst gewarnt zu haben. Umringt von Gefahren, hat er gelernt, Furcht und Haß als die verderblichsten Mächte zu betrachten. Merkwürdig, wie sich dieser Gedanke immer wiederholt! Es müssen adelige Seelen sein, welche jede Furcht als etwas so Erniedrigendes empfinden, und weise Seelen, die den Haß verachten. Sie haben ein hohes Ideal von Freiheit. Und diese selben Menschen achten das Tier wie ihresgleichen, sie werden wahrhaft Freund mit ihm, bis zur tiefen Opferbereitschaft. Sie brauchen es nicht, wie der Abendländer, zur Folie für den Wert des Menschen. Es ist keine Verkrampfung in ihnen, sondern eine tapfere, stille Gelassenheit. Darum tut der Aufenthalt unter ihnen unendlich wohl.

Ghond erzählt besonders viel vom täglichen Leben der Menschen in allen seinen Formen. Er berichtet zum Beispiel von der respektvollen Freude des Handwerkers an seiner Arbeit, an den schönen und klugen Dingen, die zu schaffen ihm vergönnt ist. So sehr liegt dem indischen Töpfer die Schönheit seiner Gefäße am Herzen, daß er bei der Arbeit das Lied singt:

Lilien auf dem Wasser,
Sterne am Firmament,
Schwung einer Vogelschwinge,
Anmut einer Braut,
Kommt alle, kommt —
Und gehet ein in die Gefäße,
die ich schaffe!

Alles Geschehen und alle Dinge haben in der Welt des Ghond Farbe und Leuchtkraft. Denn sie alle sind umflossen von Frömmigkeit. Wenn ein Dorf den Shawl aus weißen Vogelfedern webt, die man in den Nestern des Dschungels gesammelt hat, beginnt es seine Arbeit mit Gebet. Das Wundervolle ist, daß das Wesen der Erde angesichts der göttlichen Mächte nicht kläglich und farblos wird, sondern seine alleredelste Art zeigt, wie berührt von einer Zauberkraft, die sein ursprüngliches Sein offenbart. Solchen Blick gewinnen die Augen wohl nur, wenn die Seele der tiefen Stille fähig ist, so fähig, wie in diesem Land, wo zu den kühnsten Taten die Kraft stets gesucht wird in der Versenkung und dem Schweigen. „Das Schweigen ist die Stimme Gottes."

O barmherziges Schweigen!
Führe mich aus dem Nichtsein ins Sein,
Aus der Finsternis zum Licht,
Aus dem Tode in die Unvergänglichkeit!

Julie Schlosser

Tarka, der Otter. Sein lustiges Leben im Wasser und sein Tod im Lande der zwei Flüsse. Von Henry Williamson. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1929. 286 S. 6 M.

In seinen prachtvollen Vorträgen über „Die heutige religiöse Lage und die Volksschule" (herausgegeben von der pädagogischen Vereinigung des Lehrervereins Zürich 1925) sagt Leonhard Ragaz einmal: „Jede tiefe Sachgemäßheit ist religiös, denn sie ist Gehorsam, der aus einer, meistens wohl unbewußten, Ehrfurcht vor der göttlichen Schöpfung fließt." An diesen Ausspruch muß man denken, wenn man das Buch „Tarka" liest. Es schildert das Leben eines klugen, geschickten, tapferen kleinen Otters nach tausend intensiven Beobachtungen, völlig sachlich. Wer dies Buch gelesen hat, hat aber einen anderen Blick bekommen, er kann vieles nicht mehr so sehen, wie es die meisten Menschen zu sehen pflegen. Er sieht zum Beispiel keine Jagd mehr an, wie die Mehrzahl der Menschen, wenn er erst Tarkas Ende miterlebt hat: die Hetzjagd, wo 20 Hunde und viele Autos voller Männer und Frauen das schnelle Tier jagen, durch Wasser und über Land, aus jedem Schlupfwinkel es heraustreiben, weiter, weiter, weiter — den tapferen Kämpfer um sein Leben, den herrlichen Schwimmer, bis sie ihn totgehetzt haben! Sie alle, Menschen und abgerichtete Hunde, gegen ein einziges kleines Tier, das seines Lebens glückselig froh war. Man versteht dann, warum die Widmung der deutschen Ausgabe von „Tarka" heißt: „Denen, die nicht wissen, was sie tun." Nicht nur die Jagd erscheint nun anders, — die gesamten Beziehungen des Menschen zu den Tieren tun es. Wir sehen unendlich Vieles, was Menschen Vergnügen macht, wichtig scheint, wovon sie viel Lärm und Wesens machen, worin sie sich groß dünken, nun: als töricht, — albern, — oder als Sünde. Wir sehen es so, wenn wir den ungeheuerlichen Dünkel verloren haben, das Maß aller Dinge seien unsere Interessen.

Das Buch ist mit tiefer Kenntnis geschrieben und in schönster Form. Es hat selber die Frische des wasserreichen Landes, das sein Verfasser fast so zu lieben scheint, wie Tarka es tut, — den Zauber der feuchten Luft, der herrlichen Weite, über die der Meerwind zieht, und der mondhellen Nächte in der Einsamkeit.

Julie Schlosser

Der geheimnisvolle „Schamir"

In Schauern der Vergangenheit träumt der riesenhafte Tempelplatz zu Jerusalem.

Wer von der ehemaligen Tempel-Ostmauer her den steilen Absturz in das Cedrontal hinabklettert, dann eine Weile nördlich geht und links um den Moriah abbiegt, kommt bald zu den gewaltigen „Königlichen Höhlen", die sich weit in den Berg hinein erstrecken, ja fast bis unter den Tempel, und die ein riesenhaftes Gewirr von Felsmauern, Grotten und Steinbrüchen bilden. Hier sind die berühmten „Steinbrüche Salomons", in denen einst die ungeheuren Quadern zum Unterbau des Tempels, der Stadtmauer und der Königsburg gebrochen wurden. Noch sieht man die rauchgeschwärzten Wandnischen, worin die Öllämpchen der Steinbrecher standen. Wohl hundert Bauleute haben hier nebeneinander arbeiten können, so weit dehnt sich die Höhle! Ganze Felswände und zyklopische Pfeiler stützen die Deckengewölbe.

In diesem weiten Höhlenlabyrinth sind auch die mehr als tausend oft buntfarbigen Steinsäulen herausgehauen worden, die die Grundmauern des Tempels trugen, und die in der Tyropäonschlucht wohl dreihundert Fuß hoch die gewaltige, künstlich verbreiterte Moriahfläche unterbauten, auf der der Tempel sich erhob. In den Felsen kann man hier und da noch die eingemeißelten Kerben sehen und nachprüfen, wie die kananäischen Steinmetzen arbeiteten: erst wurden Nuten hineingeschlagen, dann in diese Holzkeile getrieben und letztere in Wasser aufgeschwellt. So konnten sie die schweren Blöcke Stein um Stein glatt von der Rückwand abprellen. Und auch die Basaltsäulen herauslösen, da Basalt sich senkrecht abspalten läßt.

Um Salomons Tempelbau weben seltsame Geschichten, die im Volk umliefen und vom Ahn zum Enkel weiter erzählt wurden. Denn Salomon war mächtig und weise wie kein König vor ihm. Er habe alle Kräfte der Natur gekannt. Sogar die Dämonen seien ihm dienstbar gewesen — vor allem Aschmedai, der Zerstörer, der dem mächtigen König knirschend das geheimnisvolle Metall „Schamir" zur Stelle schaffen mußte, mit dem Salomon das härteste Gestein wie ein grünes Baumblatt zerschneiden konnte*).

Von diesem rätselhaften Schamir erzählen die Alten geheimnisvoll: Als Salomon den Plan faßte, dem Herrn ein Haus zu bauen, da berief er die besten Baumeister und Künstler — aber auch die Geister und Dämonen der Erde und die obersten der Teufel; denn die waren ihm nach dem Willen Gottes eine Zeitlang untertan, wegen seiner großen Weisheit und Macht. Von diesen Geistern und Teufeln bestellte er einige zum Bauen, andere zum Steinbrechen und zum Behauen der Säulen in den Steinbrüchen. Wieder andere zum Untertauchen ins Meer, um Perlen und Korallen und rotes Gold herauszuholen. Noch andere mußten kostbare Steine schneiden in den Smaragdminen am Berge Sinai und in Babylon.

Wohl knirschten die Dämonen vor Wut, aber sie mußten gehorchen. Der König stellte sie in ununterbrochener Reihenfolge auf, von den Steinbrüchen angefangen bis zur Mauer des Tempels. Und wenn sie einen Stein oder eine Säule aus dem ungeheuren

*) Schamir im Alten Testament wiederholt gebraucht für das denkbar Härteste: „härter als Kieselstein." Jer. 17, 1. Hes. 3, 9. Sach. 7, 12. In den Lexicis = „Diamant". D H

Steinbruch losgelöst hatten, nahm sie der erste in Empfang und gab sie dem folgenden, und dieser dem nächstfolgenden — der eine dem andern, bis sie an Ort und Stelle auf dem Bauplatze waren.

Andere Dämonen sollten weißen Marmor brechen für das eigentliche Heiligtum. Dieser Marmor war weiß wie Milch — aber so hart, daß kein Werkzeug ihn bearbeiten konnte. Alle Mühe war vergebens. Da sagte einer der Dämonen zu den andern: er habe von einem mächtigen und schlauen Teufel, der auf einer Insel wohne, gehört. Dieser kenne ein Metall, das „Schamir" heiße; damit könne man das härteste Gestein mühelos und spielend brechen.

Als Salomon das erfuhr, sandte er zu jenem Teufel. Doch dieser wollte nicht kommen. Da schickte Salomon seinen Siegelring hin, um ihn zu bannen. Dieser Ring war einst weißleuchtend vom Himmel gekommen. Er trug den hochheiligen Namen Jahwes als Siegel, strahlte wie der Blitz, und keiner konnte seinen Anblick ertragen. Als der Teufel diesen Ring sah, war er wie gebannt und machtlos und kam zum König. Dieser fragte ihn: „Kennst du ein Metall, womit ich Steine brechen kann? Ich hasse nämlich das Tönen des Eisens bei diesem Tempelbau. Gott hat uns dabei Ehrfurcht, Ruhe und Stille geboten."

Da gestand der Teufel widerwillig: „Ich kenne unter dem ganzen Himmel keinen stärkeren und klügeren Vogel als den Seeadler. Der weiß ein Mittel."

„So schaffe es her!" gebot der König.

Da entflog der Teufel, um das Nest des Seeadlers zu suchen. Er fand es und bedeckte es mit einem dicken eisernen Schild. Als nun der Seeadler zu seinem Neste kam, konnte er nicht herein, weil der Schild es zudeckte. Er scharrte mit den Füßen, um ihn zu entfernen oder zu zerbrechen, doch es gelang ihm nicht. Da erhob er sich in die Lüfte gen Himmel und blieb fort einen Tag und eine Nacht. Danach kehrte er in brausendem Flug zurück mit einem Stück malachitgrünen Metalls — es war der „Schamir"! Als er dieses auf das Nest fallen ließ, um es zu zertrümmern, umzingelten ihn rasch die Teufel und nahmen es ihm ab. Sie brachten das Wundermetall zu Salomon, der damit die schweren, unermeßlich festen Steine brechen und bearbeiten ließ.

So wurde der Tempel errichtet von den behauenen und zugerichteten Steinen. Und es wurde kein Hammerschlag noch Beil noch irgendein anderes Werkzeug beim Bauen gehört — wie es der Herr dem Salomon befohlen hatte.

Das ist die Kunde von dem geheimnisvollen Schamir Salomons.

Elberfeld Henriette Brey

Die Berliner Welttagung des Jugendbundes für Entschiedenes Christentum vom 8.–11. August 1930

1. Die Jugendbundsache in Deutschland. 2. Der Rahmen. 3. Die Botschaft der Welttagung. 4. Das Echo in der Presse

1. Die Jugendbundsache in Deutschland

Als erste christliche Weltkonferenz auf deutschem Boden nach dem Weltkrieg verdient die achte Welttagung des Jugendbundes für E. C. von 5.—11. 8. 1930 in Berlin (in den Ausstellungshallen am Kaiserdamm) besondere Beachtung. Der erste Jugendbund für christliche Bestrebungen (Christian Endeavour = C. E.) wurde 1881 von Pfarrer Dr. Clark in Boston U. S. A. gegründet. Die Abkürzung E. C. wurde in Deutschland zu einem E. C., der Name Jugendbund für Entschiedenes Christentum bürgerte sich schnell ein.

Der Einfluß des Jugendbundes ist weit größer, als man nach der Zahl seiner deutschen Mitglieder annehmen kann. Dem Weltbund gehören in 112 „Ländern, Inseln, Abteilungen oder Gruppen" heute etwa 4 Millionen Mitglieder in mehr als 80 000 Bünden an. Alle Rassen, Farben, Sprachen und sozialen Stellungen sind im Bunde vertreten.

Der Jugendbund steht in den verschiedenen Ländern in engster Verbindung mit den evangelischen Kirchen jeder Verfassungsform: Die Zahl dieser Staats-, Volks- Landes- und freien Kirchen, der Gemeinschaften beträgt mehr als 100. Grundsätzlich — das entspricht dem „Gelübde": „Für Christus und die Kirche" — arbeitet der Jugendbund für E. C. innerhalb der christlichen Kirche, wie sie in der Kirchengemeinde oder in der Gemeinschaft in Erscheinung tritt. Der Jugendbund arbeitet also mit den örtlichen, den zuständigen Kirchengemeinden oder Gemeinschaftskreisen, vorausgesetzt, daß diese Gemeinden den Dienst des Jugendbundes annehmen wollen. Es wäre falsch, von einer Abhängigkeit des Jugendbundes von der „Kirche" zu sprechen; vielmehr ist das Verhältnis oft so, daß der Jugendbund seine Dienste der Kirche anbietet. (Sonntagsschule, Krankendienst, Schriftenverbreitung, Innere und Äußere Mission.) Daneben hat aber der Jugendbund die Gewinnung der Jugend für Christus von Anfang an auf sein Programm geschrieben.

Eine Besonderheit liegt nicht in der auch von anderen christlichen Jugendbewegungen durchgeführten Trennung in „tätige" und freundschaftliche Mitglieder — wobei die Verantwortung lediglich den tätigen zugeschoben wird —, sondern in der überaus praktischen Heranziehung aller Mitglieder zur selbständigen, inneren Teilnahme an den Versammlungen und Arbeiten des Bundes. Von Anfang an wurde gefordert, daß jedes Mitglied in irgendeiner Weise sich an der Versammlung beteiligen solle; dabei kommt es nicht auf das „Wie", sondern auf die Selbstverständlichkeit der Betätigung an.

Die deutschen Jugendbünde für E. C. waren die ersten, die in Deutschland in evangelischen Jugendvereinen zugleich männliche und weibliche Mitglieder aufnahmen. Die Entwicklung hat dazu geführt, daß die Zahl der weiblichen Mitglieder in Deutschland stark überwiegt. Es gibt auch einige Bünde, die nur für junge Männer oder nur für junge Mädchen sind (selbstverständlich gibt es auch Sonderversammlungen). Man zählt in Deutschland heute 1472 Bünde mit etwa 46 000 Mitgliedern. Das Bundeshaus und die Hauptgeschäftsstelle befinden sich in Berlin-Woltersdorf bei Erkner. Ein reiches Schrifttum unterrichtet über Bestrebungen und Arbeit, besonders die Führerzeitschrift „Führerhilfe", die Bundeszeitschrift „Jugendhilfe" und das Führerhandbuch „Werden und Wirken", dazu das Jahresbuch und die Hilfsmittel zum täglichen Bibellesen, dem Ausgangspunkt aller E. C.-Arbeit.

Mit den anderen großen evangelischen Jugendverbänden in Deutschland ist E. C. vereinigt in dem „Ausschuß der deutschen evangelischen Jugendverbände", dessen Vorsitzender, der Reichswart D. Erich Stange, die Verbundenheit der gesamten evangelischen Jugendarbeit bei der Tagung bezeugte. Die Zahl der Mitglieder des Jugendbundes, die in den Dienst der Inneren Mission in der Heimat getreten sind, und die als Missionare hinausgezogen sind, ist eine außerordentlich große, nämlich etwa 3500 seit Bestehen des deutschen Verbandes, d. h. seit Oktober 1895.

2. Der Rahmen der Welttagung

Die großen Ausstellungshallen im Westen Berlins waren Abend für Abend von 12—15 000 Menschen gefüllt. Lautsprecher ermöglichten es den meisten, nicht nur gefühlsmäßig, unter dem überwältigenden Eindruck dieser Menge gleichgerichteter Menschen, ein Gemeinschaftserlebnis zu haben, sondern auch den Ansprachen und Gesängen zu folgen.

Konferenzsprachen waren Deutsch und Englisch. Seit Monaten hatten die deutschen Jugendbündler versucht, sich soviel von der englischen Sprache anzueignen, daß sie Auskunft geben konnten. In Bürger- und Massenquartier wurden die Tausende untergebracht, die aus dem Ausland (etwa 700) und aus Deutschland (etwa 3000) gekommen waren. Überall fröhliche, oft strahlende Gesichter. Merkwürdigerweise waren die Redner bei dieser Jugendtagung nicht jung, wenigstens nicht, wenn man die Jahre rechnet. Aber die musterhafte Organisation dieser Welttagung lag in den Händen eines jungen Sekretärs des Jugendbund-Hauptquartiers in Woltersdorf.

Die Jugend kam zu Wort in ihren außergewöhnlich gut abgestimmten Massenchören und in dem von der Jugend gestellten Blas- und Streichorchester. Diese „Menge" war keine Masse. Da war kein Aufmarsch wie bei kirchlichen oder politischen Tagungen, nicht der geringste Versuch, zu wirken, etwas darzustellen. Um so stärker die überwältigende Tatsache einer vorhandenen Gemeinschaft. Alles kirchlich Dekorative fehlte.

Wohl grüßte der „geistliche Vizepräsident" D. Burghart in seiner bekannten herzlichen Weise die Versammlung, wohl bekannte der Generalsuperintendent von Berlin D. Karow sich zu der der Gemeinde dienenden Arbeit des Jugendbundes — aber sonst fehlten unter den Teilnehmern auf dem Podium, unter den Ehrengästen, unter den Begrüßenden, die „großen Kanonen", die staatlichen und städtischen Behörden. Aber das Besondere der Tagung war die Zusammensetzung der Teilnehmerschaft: hier war Gemeinde, ohne Unterschied sozialer, politischer, rassischer Auffassung.

Eine internationale Tagung auf deutschem Boden, von einem Amerikaner geleitet (Dr. Poling, New York), begrüßt von den Präsidenten von Deutschland, Frankreich und Nordamerika. Der deutsche Reichspräsident grüßt herzlich — keine Staatsbehörde hatte Zeit für diese Tagung! —, er empfängt den amerikanischen, englischen und deutschen Leiter des Jugendbundes in einer längeren Audienz; der französische Präsident — er ist bekanntlich Protestant — hatte ein Handschreiben gesandt; Präsident Hoover, selber früher Mitglied des Jugendbundes für E. C., zeigte seine Verbundenheit in echt amerikanischer Weise.

Die amerikanische Delegation legte am Grabe Stresemanns einen Kranz nieder; die Weltbundtagung, in der fast alle englischen Länder und Dominions vertreten waren, sandte auf Dr. Polings Vorschlag ein Dankwort an den englischen Minister des Auswärtigen Henderson, der der Methodistenkirche als Prediger zugehört.

In einer Kinderbund-Versammlung, bei der zwei Blocks des Versammlungsraumes für 2000 Kinder frei gehalten wurden, wurde in lebendiger Weise dieser Zweig der deutschen Jugend-

bundarbeit veranschaulicht. Am letzten Tage der Welttagung, am Sonntag, wurden in 33 Berliner Kirchen (Landeskirchen und Freikirchen) Festgottesdienste gehalten, bei denen auswärtige und ausländische Redner sprachen.

Im übrigen lag auch bei dieser Welttagung der Hauptwert in den kleineren Arbeitsgemeinschaften, die an jedem Vormittag in sechs Gruppen sich zusammenfanden. Die Hauptfragen dieser Arbeitsgemeinschaften waren folgende: Internationale Freundschaftsarbeit, Christliche Bürgerpflichten, Missionarische Erziehung, Evangelistische Aufgaben gegenüber dem eigenen Volk; dazu kamen die Besprechungen über die besondere Jugendbundarbeit in den verschiedenen Ländern. Das Ergebnis der Arbeitsgemeinschaften wurde noch an demselben Vormittag in „Fünf-Minuten-Berichten" der Gesamtversammlung vorgelegt.

3. Die Botschaft der Welttagung

„Mögen diese Fahnen stets so in Frieden und Freundschaft wehen, wie sie heute Abend hier vereinigt sind." „In Christus begegnet sich Ost und West, gechristete Seelen aus Nord und Süd sind eins." „Die Liebe Christi überbrückt alle Schwierigkeiten." So bezeugte der tatkräftige Leiter des deutschen Werkes, Direktor Pastor Schürmann. „Nicht als Deutsche, Engländer, Amerikaner treffen wir uns hier, sondern als Christen." „Wir sind verpflichtet zur internationalen Freundschaft, weil wir glauben an Gott und an Jesus, der alle Menschen liebt, wir sind verpflichtet, in dem einen Geist den Plan Christi zu unterstützen."

Immer wieder brach bei den Amerikanern die Blutsverbundenheit mit den Deutschen durch, waren doch wohl 1/3 der amerikanischen Teilnehmer deutscher Herkunft. „Wenn Ihr ‚Barbaren' seid", sagte der Weltbundpräsident, „dann war meine Mutter auch eine ‚Barbarin'." Immer wieder kam das Bekenntnis des Dankes zum Ausdruck für die Arbeit der deutschen Theologie: „In allen Ländern ist zur Zeit der Glaube Martin Luthers wieder lebendig geworden", erklärte ein amerikanischer Kirchenführer (Dr. Landrith, Chicago). Und die gewaltige Menge von 15 000 Menschen sang stehend das Lutherlied, jeder in seiner Sprache.

Nebeneinander standen auf der Weltbundtagung: die besonders von deutschen Rednern vertretene Forderung an den Einzelnen zur persönlichen Entscheidung („Jugendbund für Entschiedenes Christentum" sagt mehr als die amerikanische Grundbezeichnung „Christian Endeavour") und die von Engländern und Amerikanern stärker betonte Verpflichtung zum Dienst an der Welt. „Evangelistisch" und „ethisch" müsse Jugendarbeit wie jede andere christliche Arbeit sich auswirken. Gegen „internationale Sünden", gegen jede Art von „Sklaverei" hat der durch Christus befreite Mensch sich zu wenden. „Internationale Aufgaben müßten von den Christen gelöst werden." So das Zeugnis des Vorsitzenden des englischen Jugendbundes, Rev. F. J. Miles aus Wales, ein englisches Bekenntnis zur Völkerbundsarbeit: „Hinter Völkerbund die Regierung, hinter Regierung die Presse, hinter Presse die öffentliche Meinung, und hinter der öffentlichen Meinung müßte die christliche Kirche stehen, die diese Meinung beeinflussen solle." „Befreiung der Sklaven, Rauschgift- und Mädchenhandel-Bekämpfung ist Sache des Völkerbundes; unsere christliche Aufgabe ist es, der öffentlichen Meinung die richtige Richtung zu geben."

Zwischenfälle sind natürlich bei einer solchen Konferenz unvermeidlich. Einmal las ein Amerikaner vor etwa 13 000 Menschen eine ganze Stunde lang bruchstückweise aus seinem Manuskript. Dabei war alles für uns Deutsche unverständlich. Ein anderes Zwischenspiel: Beim Aufmarsch der 33 oder 34 Nationen — über die Zählung sind wir Deutschen ja anderer Ansicht als die Amerikaner, die jede englische Provinz und jedes Dominion besonders als „Land" zählen — wurden die Nationen in der Reihenfolge des englischen Alphabets aufgerufen, also beginnend mit Australien, Österreich (Austria), Canada, China, C. S. R. usw. Dabei wurde nun Danzig als Anhängsel von Polen an 25. Stelle genannt, während es nach dem Alphabet an die 7. Stelle gehört. Diese echt amerikanische Unwissenheit ist von vielen Deutschen unangenehm empfunden worden; es ist unverständlich, daß die Danziger Abgeordneten, die ihr schönes Banner mit kernigem deutschen Spruch zeigten, nicht gewußt haben, wohin sie gehörten. Auch die deutsche Leitung hat sich hier wohl überrumpeln lassen; auf solche Unwissenheit konnte sie auch nicht gefaßt sein. Aber gewaltig war dieser Aufmarsch der Nationen doch, bei dem übrigens außer einer Türkin noch fünf Frauen als Vertreter fremder Länder sprachen. Eindrucksvoll war auch das die helle Rasse zur Buße rufende Zeugnis des Negerbischofs Gregg aus Südafrika, von dem man auch am Radio einige Sätze hören durfte, bis der Sender einen Foxtrott einschaltete. Unvergeßlich werden den Teilnehmern die Berichte aus Rußland bleiben, die Prochanoff, der Führer der „Evangeliumschristen", gab.

Ein Berichtbuch mit den wichtigsten Reden und Kundgebungen wird erscheinen. Es enthält auch die begeisternd vorgetragene erste amerikanische Botschaft des Weltbundpräsidenten Dr. Poling, der zu einem Kreuzzug aufforderte. Solche Botschaften sind wir ja gewöhnt; nach dem Sinne der deutschen Jugendleitung ist wohl nicht alles in dieser Botschaft gewesen, aber die Begeisterung, die Hingabe an das Ziel, riß auch die Widerstrebenden mit sich.

4. Das Echo in der Presse

Ein Vergleich zwischen der Berichterstattung über Stockholm, die mit einem ungeheuren Presseapparat aufgezogen worden ist, und der über diese Berliner Welttagung des Jugendbundes für Entschiedenes Christentum fällt unbedingt zu Gunsten von Berlin aus. An jedem Tage waren Pressevertreter der großen Berliner Zeitungen und vieler auswärtiger Blätter am Pressetisch. Nicht durch den Apparat des Preßverbandes oder durch irgendeine andere Organisation, sondern durch das Weitersagen hat Berlin und die Presse in Deutschland von dieser Welttagung junger Christen erfahren. (Unangenehm überrascht waren die Teilnehmer, als ein Berliner Kirchenblatt vor den Versammlungsräumen „mit einem Bericht über die Weltbundtagung" ausgerufen wurde, ein Bericht, der ganze zwei Spalten hatte und schon am dritten Tage der Tagung abgeschlossen war.) Die Hugenberg-Presse verschwieg ihren Lesern, daß auch der französische Präsident die evangelische Tagung in Berlin begrüßt hatte, die „Rote Fahne" und die nationalsozialistische Presse waren die einzigen, die die Weltbundtagung angriffen; die demokratische Presse hat außergewöhnlich viel Raum für fortlaufende Berichte gehabt.

Auch nach dieser Tagung fragen wir uns: „Was bleibt?" Vielleicht kann man antworten: Zunächst eine die Öffentlichkeit, die Kirche, die (wohl wenig vertretenen) Jugendpsychologen überraschende und unwiderlegbare Tatsache, daß die Jugendbundbewegung, die immer wieder und einzig und allein in der Vertiefung in die Gedanken der Bibel ihre Kraft gefunden hat, daß diese Bewegung mit der nach dem Urteil der Pädagogen ganz unjugendlichen Einseitigkeit dennoch in allen Ländern eine solche Anzahl von Menschen aus allen sozialen Ständen gesammelt hat, und sodann die Mahnung, neben der deutschen gründlichen Art unserer Jugendbundarbeit nicht zu vergessen, daß das Leben des Menschen sich abspielt nicht nur auf der religiösen Ebene, daß nicht nur — wie es in einem deutschen Jugendbundbuch gefordert wird — ein Christ immer und überall ein Christ sein kann, auch unter den menschenunwürdigsten Verhältnissen, sondern daß jede evangelische Jugendarbeit es wagen muß, alle den jungen Menschen bewegenden Fragen anzufassen. Darin waren die Engländer und Amerikaner weiter als die Deutschen.

Berlin Hans Berneck

Internationales Jugendlager für Freundschaftsarbeit der Kirchen

Der Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen hatte 30 Vertreter der nordischen Länder nach Hadersleben zu einem Jugendlager eingeladen. Die Teilnehmer setzten sich zu zwei Dritteln aus männlichen und zu einem Drittel aus weiblichen Jugendlichen zusammen. Deutschland und Holland hatten je 7, Dänemark 8, Schweden und Norwegen je 3, England und Danzig je einen Vertreter gesandt. Mit etwas Bangigkeit waren die meisten gekommen. Werden wir uns bei der Vielsprachigkeit untereinander verständigen können? Das war die Sorge derer, die Deutsch, die Verhandlungssprache, zwar kannten, aber nicht sicher beherrschten. Werden wir uns innerlich verstehen und zu irgend welchen Ergebnissen kommen, sagten Andere, besonders die, denen ein freudiges Kommen durch die Lage des Tagungsortes im dänischen, ehemalig deutschen Gebiet erschwert wurde. Beide Fragen wurden gut gelöst, teils durch die recht geschickte äußere Organisation, teils durch den guten Willen zum gegenseitigen Verstehen, den alle mitbrachten. Es gab viel freie Zeit, so daß keine Übermüdung möglich war und man Gelegenheit fand, sich rein menschlich näher zu kommen und die durch die Vorträge und Diskussionen angeregten Fragen im persönlichen Gespräch weiter zu durchdenken. Jeder lernte dadurch andere Volksart kennen und verstehen, nicht zum wenigsten die dänische, die wir hier im umkämpften Gebiet schätzen lernten. Sehr interessant war die Verschiedenartigkeit der Nationen, die sich in ihren Vertretern zeigte. Jede trug ihr Teil zum Gelingen der Konferenz bei. Am Schluß fällte Jemand das Urteil: „Die Holländer haben das Leben, die Deutschen den Geist und die Dänen die Form in die Konferenz gebracht." Schöne gemeinsame Wanderungen und Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung, die uns auch über die ehemalig deutsche Grenze führten, erleichterten die Fühlungnahme.

Sorgfältig waren die Redner ausgewählt, und man hatte bei jedem von ihnen den Eindruck, daß er es ganz ernst nahm und aus innerster Überzeugung sprach. So konnten wir auch einer entgegengesetzten Anschauung nicht die Anerkennung versagen. Die Themen „Ist der Krieg gottgewollt" (P. Wissing, Holland) und „Christliche Vaterlandsliebe" (Z. Klaveneß, Norwegen) führten uns mitten hinein in die Fragen, um die es sich handelte. Wir lernten einsehen, daß Krieg letzten Endes Gottes Willen entgegengesetzt ist, auch wenn er ihn einmal zuläßt. Menschen, die seinen Willen tun und seine Gebote (5. Gebot!) halten wollen, müßten ihn vermeiden. Die Kirche müßte ihre Stimme geltend machen, daß Krieg um des Krieges willen nicht mehr geführt werden darf. Wieviel ist im vergangenen Krieg gesündigt worden, wenn wir an manche Gebete denken, die von Bischöfen gesprochen wurden

und die viel Ähnlichkeit haben mit den alttestamentlichen Rachepsalmen. Der Krieg wird viel verteidigt z. B. damit, daß Krieg immer gewesen sei. Hier ist die Antwort: Sein ist nicht Sollen. Es wird die sittlich erneuernde Kraft des Krieges zu seiner Verteidigung angeführt. Wir fragen, ob in unserem Volk etwas von sittlicher Erneuerung zu spüren war als Folge des Krieges. Wir denken daran, daß der natürliche Kampf ums Dasein ein Überleben der Besten ergibt, der Krieg aber eine Ausrottung der Tüchtigsten zur Folge hat. Schließlich führt der höllische Charakter der Kriegsmittel zu der Entscheidung, ob man dem Himmel mit der Hölle dienen kann. Es wurde betont, daß das Christentum einen jenseitigen Charakter habe und die Christen sich deshalb um die Dinge dieser Welt also auch um den Staat nicht zu kümmern, sondern nur auf die Ewigkeit vorzubereiten hätten. Da gab es allerdings in der Aussprache eine starke Richtung, die den Diesseitigkeitscharakter und die Wichtigkeit des Wirkens der Christen in der Welt mehr betont wissen wollten. Bis zu dem Standpunkt von Dibelius gingen wir wohl alle mit, der in seinem Buch „Friede auf Erden" sagt: „Krieg soll nicht sein, weil Gott den Krieg nicht will. Aber um der Liebe willen geht der Christ, der die Waffe nimmt, in eine Welt hinein, die Gott nicht will. Er tut es nach Gottes Willen." Daß darin ein Widerspruch liegt, wurde uns klar. Wir Deutsche vermögen diese Spannung aber nicht zu lösen und wollen sie tragen. Es war nicht das Ziel der Konferenz, die Teilnehmer zu absoluten Pazifisten zu stempeln, wie man vielleicht denken könnte. Natürlich gab es auch Christen unter uns, die noch weiter gingen als Dibelius und glaubten, jegliche Beteiligung am Kriege ablehnen zu müssen, ähnlich wie es verschiedene Sekten tun.

Das grundlegende Gebot Christi für alle Verhandlungen war das Gebot der Nächstenliebe. Ich darf mein Vaterland lieben, das ist ganz selbstverständlich, diese Liebe ist aber bedingt und begrenzt dadurch, daß wir auch christliche Liebe zu den Nachbarvölkern empfinden sollen. Wir sollen als Christen auch die guten Seiten im anderen Volk sehen. Die Frage, ob wir in den anderen Völkern nur die Christbrüder oder jedes Volksglied lieben sollen, blieb unentschieden. Der beste Weg zur Nächstenliebe über die Grenzen des eigenen Volkes hinaus ist jedenfalls die Liebe zu denen, die eines Glaubens mit uns sind, und diesen Weg beschreitet praktisch der Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen. Die Folge solcher Liebe ist, daß wir Gottes Gebote auch im Völkerleben gelten lassen, vor allem dies: „Du sollst nicht begehren". Das Begehren führt zum Kriege. „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden" — auch dagegen ist viel gesündigt worden. Ein Nationalismus, der den Haß gegen die Feinde predigt, ist ebenso falsch wie ein Internationalismus, der die gottgegebenen Grenzen zerbricht. „Christliche Vaterlandsliebe" ruht auf dem, was Gott uns gegeben hat, ergänzt durch die Liebe zum Nächsten und zu dem, was Gott ihm gegeben hat, darin klang der Vortrag über die „Christliche Vaterlandsliebe" aus.

In unsere eigene Stellung zur Arbeit und zu Gott führte uns ein Vortrag ein über das Thema „Gott wird es tun, wir sind seine Mitarbeiter" von Pastor Broderſen, Dänemark. Er zeigte uns den Abstand, den wir von Gott haben, aber auch die Verpflichtung zur Mitarbeit an der Verwirklichung seines Willens auf Erden. Er gab Klarheit über das Verhältnis zwischen Gebet und Arbeit und über die Auslegung der vierten Bitte, die nicht nur passiv ausgelegt werden darf. Unsere Religion muß zur Arbeit, unsere Arbeit muß zum Gottesdienst werden, das war der Kern seiner Ausführungen.

Ein deutscher Jurist, Assessor van Haeften sprach über das „Internationale Recht und seine Verwirklichung". Wir bekamen einen klaren Einblick in die Bemühungen der Völker, auf Grund eines internationalen Rechts dauernden Frieden zu schaffen. Wir sahen auch die großen Schwierigkeiten, die sich dem entgegenstellten, die schwer zu erzielende Einigkeit und damit Stimmeneinheit, die zu den Beschlüssen notwendig ist und die überaus schwierige „Minderheitenfrage". Wir erkannten, daß Völkerbundsarbeit nur auf der Basis gegenseitigen Vertrauens gedeihen kann, und daß es sehr schwer ist, diese Basis zu schaffen. Man kann nicht an einen ernsthaften Friedenswillen glauben, solange noch gerüstet wird. Das internationale Recht soll nicht nur einen neuen Krieg unmöglich machen, sondern auch eine friedliche Neuordnung der Welt herbeiführen. Die Voraussetzung für eine vollkommene Verwirklichung des internationalen Rechtes ist der Sieg des Christentums in der Welt. Darum ist es Pflicht aller aufrichtigen Christen, daran mitzuarbeiten.

Der deutsche Weltbundsekretär, Herr Patrick, zeigte uns die „Aufgaben, die wir als christliche Jugend in der Friedensarbeit haben". Es ist nicht unser Ziel, einen leeren Pazifismus zu künden, wir haben eine größere, positive Aufgabe. Annäherung und Freundschaft der Völker auf christlicher Grundlage, Beeinflussung der Öffentlichkeit durch die christlichen Ideen, ja schließlich als letztes Ziel, daß solche Persönlichkeiten in allen Völkern die Politik treiben, die aus einem christlichen Gewissen heraus handeln, und die alle Schwierigkeiten aus dem Evangelium heraus lösen. Es wurde noch das Geschichtliche von der Entstehung und Entwicklung des Weltbundes erzählt. Nicht eine neue Jugendorganisation soll gegründet werden, jeder der Teilnehmer soll die Ideen in seine Organisation, in seinen Freundes- und Bekanntenkreis hineintragen, damit eine Jugend aufwächst, der Krieg nicht mehr selbstverständlich, sondern ungöttlich erscheint, die fest entschlossen ist, ihn aus Gesinnungsgründen unmöglich zu machen. Dazu kann ein menschliches Zusammenwachsen mit Gliedern anderer Völker im gemeinsamen Erleben, im Kennenlernen anderer Völker und Länder, auf Konferenzen und Wanderfreizeiten, wie es englische und deutsche Gruppen schon versucht haben, viel beitragen.

Das war wohl unser größtes Erleben während der Tage, wie nach Blut, Anlage und Erziehung ganz verschieden geartete Menschen in fünftägiger Lebensgemeinschaft so zusammenwachsen konnten, daß sich wirklich beim Scheiden ein Freundeskreis löste. Wieviel haben wir voneinander gelernt, und wie konnten wir durch die persönliche Fühlung auch die Anderen verstehen lernen! Wir haben die feste Hoffnung mitgenommen, daß ein Weg zu gegenseitiger Verständigung und friedlicher Auseinandersetzung der Völker gefunden ist, der allerdings einen starken Glauben erfordert. Wir sind dessen gewiß geworden: Es ist Gottes Weg. Er wird es tun, wir aber sind seine Mitarbeiter.

Danzig Erika Meisner

Der Deutsche Verein gegen den Alkoholismus

tagte 24. bis 27. August in Danzig. Es galt, den deutschen Brüdern im abgetrennten Gebiet in ihrem Kulturwillen und Wohlfahrtsstreben die Hand zu reichen. In der Tat fühlte man an allen Tagen, wie sehr man als Deutscher willkommen war. Der Senat gab in den Prachträumen des Artushofes einen Begrüßungsabend, auf welchem der Staatspräsident Dr. Sahm persönlich den Gästen mit Hinweis auf die vielseitige praktische alkoholgegnerische Arbeit in der Stadt und auf die geistige Verbundenheit mit dem Gesamtvaterlande herzliche Worte widmete. Der Vortrag eines jungen Historikers war dem Abend eingegliedert; er erklärte unter mächtigem Beifall: Danzig war deutsch, ist deutsch und wird — trotz aller Drangsal — deutsch bleiben.

Der Hauptvortrag behandelte temporum et loci ratione habita „den deutschen Osten und die Alkoholfrage". Redner: der Hygieneprofessor der Universität Königsberg Dr. Bürgers. Die packenden Ausführungen ergaben folgende zum Beschluß erhobene Leitsätze:

1. Angesichts der durch das Klima bedingten gesundheitlichen Gefahren und der wirtschaftlichen und kulturellen Not im deutschen Osten ist es ein Gebot der Stunde, alle körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte zu erhalten und zu fördern.
2. Die religiösen Kräfte sind dabei nicht zu entbehren.
3. Eine Arbeit an der älteren Generation mit dem Ziele, das Trinken als eingewurzelte Trinksitte zu ändern, ist wenig aussichtsvoll.
4. Die Arbeit aller Wohlfahrts-Vereinigungen und besonders des Deutschen Vereins gegen den Alkoholismus ist neben einer wirksamen Trinkerfürsorge ausdrücklich auf die Jugend abzustellen.
5. Die Hauptaufgaben fallen hier den Eltern, der Schule und den Jugendpflegern zu.
6. Der Sport mit seiner Erziehung zur Selbstbeherrschung verdient weitgehendste Förderung.
7. Die teuren und zum Teil gesundheitsschädlichen alkoholischen Getränke sind durch billige gute alkoholfreie Getränke (namentlich auch Süßmost) zu ersetzen.
8. Angesichts der bedrohlichen Zunahme des Alkohol-Verbrauchs und -Mißbrauchs in den letzten Jahren mit seinen verhängnisvollen Folgen kommt der ernstlichen Durchführung des vorliegenden Gaststättengesetzes gesteigerte Bedeutung zu. Auch die günstige Steuerquelle der alkoholischen Getränke sollte viel mehr ausgenutzt werden.

Hervorgehoben sei noch, daß Bürgers als deutscher Mann ernst betonte: „Die Zukunft Deutschlands wird nicht im Westen, sondern im Osten entschieden werden" und als sozial seiner Verantwortung sich bewußt erklärte: Es sei ein unhaltbarer Zustand, daß man in Ostpreußen im Winter kaum Wald- und Forstarbeiter kriegen könne, weil die Spanne zwischen Arbeitslosenunterstützung und Arbeitslohn den Leuten zu gering sei, um dafür noch ein Tagewerk zu tun. — In der Besprechung forderte Landesrat Dr. Gentzen, Königsberg, Ausscheidung aller Gegensätzlichkeiten zwischen den verschiedenen alkoholgegnerischen Lagern; er meinte, die Abstinenzgruppen sollten Trinkerfürsorge als ihr Charisma ansehen, der D. V. g. d. A. aufklärende Belehrung und Erziehung sowie praktische Einrichtungen betreiben (allerdings eine reinliche Trennung, mit der aber meines Erachtens trotz guten Willens keine der beiden Richtungen einverstanden sein kann). Dr. Behrendt bemerkte, daß in Ostpreußen bereits zwei alkoholfreie Dorftage (vom Heimatbund) gehalten worden seien und allseitig befriedigt hätten! — In kräftiger Resolution sprach sich die Hauptversammlung für eine (ja nicht nur finanziell, sondern auch sittlich schätzenswerte) Gemeinde-Getränke-Steuer aus.

Nur Einzelheiten sollen noch anklingen:

Verkehrswesen: Gefordert werden fürs Kraftfahrwesen in alcoholicis gleiche Vorschriften wie für Eisenbahner im Interesse der Verkehrssicherheit.

Trinkerfürsorge: Verlangt werden besserer gesetzlicher Schutz der Trinkerkinder und Einordnung der Trinkerfürsorge in die Arbeit der Wohlfahrts- und der sozialen Frauenschulen.

Trinkerheilung: Wir haben jetzt 48 Trinkerheilstätten mit etwa 2750 Betten. — Als neuer Anstaltstypus meldet sich jetzt die Trinkerheilabteilung im Rahmen der Landes- und Provinzial-Heilstätten.

Gärungslose Fruchtverwertung: Sie marschiert in allen Teilen des Vaterlands; allerdings erfordert die ihr gewidmete Lehranstalt des D. V. g. d. A. noch immer Zuschüsse.

Vereinsorganisation: Für den D. V. g. d. A. wie für die Allgemeinheit ist es bedeutsam, daß besondere Eisenbahner-Mäßigkeits-Vereine und Schutzpolizeigruppen gegen den Alkoholismus sich gebildet haben. Der D. V. g. d. A. ist auf rund 36 750 Mitglieder angewachsen. Vorsitzender: Oberverwaltungsgerichtsrat a. D. Dr. Weymann, Vereinsdirektor: Professor Dr. Gonser, beide in Berlin-Dahlem. Werderstraße 16.

Kiel Stubbe

Wöchentliche Chronik

Die Einnahmen aller evangelischen Weltmissionen zusammen 1928 betrugen 211,8 Millionen Mark, 849 260 mehr als 1927, trotzdem die Jahreseinnahme von Nordamerika um 16 Millionen Mark zurückgegangen ist. Von der Gesamtsumme bestreitet Nordamerika 54,5 % (im Vorjahr 62,4 %), England 22,27 %, der Kontinent 9,8 %.

Die Geburtenzahl im Deutschen Reich war 1929 um 36 000 geringer als im Vorjahr. Da auch die Sterblichkeit sich etwas erhöht hat, ist der Geburtenüberschuß um 102 562 auf 340 753 (1928: 443 295) zurückgegangen. Den höchsten Überschuß hat Oberschlesien mit 12,2, den geringsten Berlin mit 2,5 auf 1000 Einwohner.

In Wiesbaden wurde nach Geschlechtern getrennt gewählt. Während für Sozialdemokraten und Nationalsozialisten ungefähr gleich viele Frauen wie Männer stimmten, bekam das Zentrum doppelt so viele Frauen- als Männerstimmen (6641 : 3115), die Staatspartei 400, die Deutsche Volkspartei 2000 Frauenstimmen mehr, und für den Christlich-Sozialen Volksdienst stimmten neben 494 Männern 1503 Frauen.

Die Verhandlungsberichte über die Frühjahrstagung der altpreußischen Generalsynode sind bei M. Warneck erschienen.

Das Preußische Staatsministerium hat dem Bund der Baptistengemeinden in Deutschland die Rechte einer Körperschaft öffentlichen Rechts verliehen.

Nach einer Verordnung des bayrischen Kultusministeriums ist in den öffentlichen Fortbildungsschulen für die der allgemeinen Schulpflicht unterliegenden Angehörigen der großen Religionsgemeinschaften ein besonderer Religionsunterricht von wöchentlich mindestens einer Stunde einzurichten, falls 12 Schüler des betreffenden Bekenntnisses vorhanden sind.

Oberammergau hat in diesem Jahre rund 350 000 Besucher gehabt, darunter 100 000 Ausländer.

Als Schutzpatronin der katholischen Radiohörer soll die Jungfrau von Orleans eingesetzt werden, weil sie begnadigt war, himmlische Stimmen zu hören.

Die Synode der Nederlandsche Hervormde Kerk hat eine Kommission eingesetzt, um zu prüfen, ob und in welcher Weise die Ordnungen der Kirche so geändert werden könnten, daß das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Gruppen gesichert würde. Der Antrag war von dem freisinnigen Führer Dr. Niemeyer und 2 ethisch-orthodoxen Mitgliedern Professor Brouwer und Dr. Van der Meene gestellt. Es gibt in der Kirche 418 freisinnige Gemeinden unter 1364. Während fast alle freisinnigen Gemeinden den orthodoxen Gruppen in ihrer Mitte Pfarrer ihrer Richtung bewilligen, lehnen das fast alle orthodoxen Gruppen ab. In den letzten Jahren hat die Stellung der Freisinnigen sich durch die Arbeit der Propagandakommission sehr verstärkt. Weiter wurde ein Antrag des freisinnigen Professors Knappert, Frauen zum Pfarreramte zuzulassen, in erster Instanz angenommen; nach Beschlußfassung der kirchlichen Organe wird ein definitiver Entschluß gefaßt. Die Resolution des Weltbundes der Kirche für den Frieden wurde mit 10 gegen 9 Stimmen abgelehnt.

Das neue Unterrichtsprogramm der italienischen Regierung sieht auch für die höheren Schulen und Fachschulen den obligatorischen Religionsunterricht vor. Der Lehrplan fordert Studium des Alten und Neuen Testaments, der Liturgie und des Lebens der Heiligen.

Der deutsche Religionsunterricht darf in Südtirol nicht mehr in Schulräumen, sondern nur noch in kirchlichen Räumen (Kirche und Pfarrhof) erteilt werden, was in den Gemeinden als ein Fortschritt gegen früher empfunden wird.

In Wiborg wurden vor 450 Volksschullehrern pädagogische Kurse abgehalten. Nach Vorträgen von Schulrat Eberhardt wurden folgende Wünsche an den Unterrichtsminister gerichtet: 1. In der Schulbehörde wird ein Inspektor für Religionsunterricht angestellt. 2. Die Stundenzahl in Religion an den höheren Schulen darf nicht vermindert werden. 3. Die Religionsstunden an den Lehrerseminaren sollen vermehrt werden. 4. In den Volksschulen soll auch Luthers großer Katechismus benutzt werden. 5. Die Kirche muß bessere Gelegenheit bekommen, den Religionsunterricht zu überwachen.

Für Juni nächsten Jahres ist eine allgemeine Synode der polnischen Nationalkirche nach Buffalo in Amerika von Bischof Hodur einberufen worden, auf der das Verhältnis der amerikanischen Polen zum Mutterlande geklärt werden und Stellung zu den modernen Eheproblemen, zur sozialen Frage und zum Ausbau der von der Nationalkirche erstrebten Erneuerung genommen werden soll.

In Polen hat zum ersten Male eine aus allen Teilen des Landes zusammengetretene Allgemeine Konferenz für Innere Mission stattgefunden, die die Aufnahme in den Internationalen Verband für Innere Mission und Diakonie beantragt hat.

Die kommunistische Partei in Rußland umfaßt nur 1 % der gesamten Bevölkerung. Von den 1 723 000 Mitgliedern sind 1 182 000 Arbeiter, 324 000 Bauern, 209 000 Beamte, 16 000 Angehörige der freien Berufe.

In Mexiko ist eine unabhängige Methodistenkirche begründet worden, die nur noch brüderliche Beziehungen zum Methodismus in den Vereinigten Staaten unterhält.

Von Personen. Umhabilitiert: Probst der evangelischen Gemeinde in Jerusalem Lic. Hertzberg, Privatdozent in Berlin, nach Marburg. Gestorben: Professor em. D. Julius Grill in Tübingen. E St

Verschiedenes

Nach der Reichstagswahl

Das Ergebnis hatte für den ersten Augenblick etwas Aufregendes, aber doch auch alsbald etwas Erfrischendes. Man hatte doch nicht nur die mehr oder minder gleichgültige Abwicklung einer Staatseinrichtung vor sich, sondern eine spürbare Kundgebung der Volksseele. Freilich vom Volk der Denker war weniger zu spüren als vom Volke der Dichter. Die politischen Programm-Parteien haben schlecht abgeschnitten; um so besser jene, die sich an Phantasie und Leidenschaft wandten. Eine durch schwere Not gesteigerte Geistesverfassung kam ihnen entgegen. Und das ist nun doch der Wert einer solchen Volksabstimmung: nicht daß diese und jene Partei ein paar Stimmen mehr oder weniger bekommt, sondern daß die wirkliche Stimmung zu Tage tritt. Dieser Stimmung Herr zu werden, sie beachtend und bekämpfend je nachdem — das ist nun die Sache der Staatsmänner, wenn wir welche haben! Es ist unerfreulich, daß wir nach einer so aufrüttelnden Wahl kein rasches, starkes Echo von oben vernommen haben. Ein demokratisches Volk will wohl regiert sein, aber nicht heimlich. Es will sehen und spüren, daß es regiert wird, und will wissen, warum. So nur werden die verantwortlichen Elemente im Volke gestärkt gegenüber den unverantwortlichen. Die jüngste Reichstagswahl ist das wert, was man aus ihr macht. Man muß aus ihr lernen, um darnach die Zustände, die man durch sie besser begriffen hat, zu meistern. Politik ist eine große, notwendige Sache, aber ohne Meister, die sie zu handhaben vermögen, geht es wirklich nicht. Nur weg mit dem Raunen und Rätseln, Warten und Wursteln. Das Volk heischt Handeln! Gott und die Geschichte auch. R

Kleine Mitteilungen

Diese Nummer ist nun fast zur Literaturzeitung geworden. Wir werden bis Weihnachten dieses Genre mehr pflegen als sonst. Hoffentlich sind unsre Leser damit zufrieden. Es sind wertvolle Sachen darunter, sowohl was die besprochenen Bücher als was die Besprechungen anlangt. R

Versammlungskalender

6.—10. Oktober Kirchenverwaltungswoche Berlin
6.—11. Oktober Freizeit für Organisten, Chorleiter, Pfarrer. Evangelische Schule für Volksmusik Spandau
13.—17. Oktober Missionswoche Herrnhut
20.—25. Oktober Woche für kirchliche Kunst Friedrichroda
27.—29. Oktober Lehrgang Evangelische Jugendführung Göttingen

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt. Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke
Inhalt Nr. 38: Das Universalmittel (Clemens Schultz). Der heutige Staat und unsere evangelischen Landeskirchen II (Mulert). Ein Erntedankfestgottesdienst (Hosenthien). Johannes Bauer (Goldschmit). Von gestern und heute (Kirche und Politik, Buchhändlerreklame, Russische Kultur einst und jetzt u. A.). Tagungen. Allerlei vom Tage. Büchertisch.

In den nächsten Tagen beginnen zu erscheinen:

MARBURGER THEOLOGISCHE STUDIEN

Herausgegeben von

Professor D. Dr. Heinrich Frick

1. Zur biblischen Theologie RM 3.50

FREIHERR VON SODEN, Hans, ord. Professor D., Marburg/Lahn:
Sakrament und Ethik bei Paulus (Zur Frage der literarischen und theologischen Einheitlichkeit von 1. Kor. 8—10).

FASCHER, Erich, ord. Professor. D., Jena:
Deus Invisibilis (Eine Studie zur biblischen Gottesvorstellung).

2. Protestantica RM 2.—

RADE, Martin, ord. Professor D., Marburg/Lahn:
Zum Teufelsglauben Luthers.

MAURER, Wilhelm, Priv.-Doz. Lic., Michelbach b. Marburg/Lahn:
Ökumenizität und Partikularismus in der protestantischen Bekenntnisentwicklung.

3. Zur systematischen Theologie RM 2.40

FRICK, Heinrich, ord. Professor D. Dr., Marburg/Lahn:
Ideogramm, Mythologie und das Wort.

SIEGFRIED: Theodor, a. o. Professor D. Dr., Marburg/Lahn:
Kant und Schleiermacher.

4. Zur politischen Ethik RM 2.—

WÜNSCH, Georg, a. o. Professor D., Marburg/Lahn:
Die Staatsauffassungen von Luther, Richard Rothe und Karl Marx in ihrem systematischen Zusammenhang.

FABER, Hermann, ord. Professor D., Tübingen:
Religiöser Glaube und politische Parteibildung.

5. HEILER, Friedrich, ord. Professor D. Dr., Marburg/Lahn: RM 2.60
Die Mission des Christentums in Indien.

6. HAUER, Jakob Wilhelm, ord. Prof. Dr., Tübingen:
Ein monotheistischer Yoga-Traktat Altindiens. RM 1.50

Zuerst erscheinen die Hefte 1 und 3

Die sechs Hefte bilden zusammen den

Rudolf Otto-Festgruß

als nachträgliche Gabe zu Ottos 60. Geburtstag und sollen auch als Sammelband zum Preise von etwa vierzehn Mark ausgegeben werden.

Leopold Klotz Verlag, Gotha

Die Stelle des Pfarrers der evangelischen St. Petri-Margarethen-Kirchengemeinde in der **Stadt Mühlhausen i. Thür.** (39000 Einwohner) ist infolge anderweitiger Berufung des jetzigen Inhabers sofort zu besetzen.

Die Kirchengemeinde zählt 9600 Seelen. Bewerbungen mit Lebenslauf und Zeugnisabschriften sind dem **Magistrat der Stadt Mühlhausen i. Thür.** als Patron einzureichen.

Während in den Wintermonaten November bis Ende Februar das Heim der Freunde der Christlichen Welt in Friedrichroda geschlossen ist, suchen wir, eventuell auch für kürzere Zeit, geeigneten

Wirkungskreis für unsere Hausmutter.

In Betracht kommt Hilfe oder Vertretung in Pflege, Haushaltsführung, Unterricht (als frühere Lehrerin), etwa in Sanatorium, Landerziehungsheim, Fremdenheim, oder auch in Familie.

Anfragen und Angebote erbittet Professor Rade, Marburg.

Festpredigt des freien Christentums:

Advent. Weihn. Silv. Neuj. Ostern usw. **Kasual-**, Grab-, Konfirmat., Trau- und Taufreden je 1.50 M., gebunden 2.50 M. **Ausführlicher Prospekt postfrei.** **Krüger & Co., Leipzig, Liebigstr. 9 D**

Zeitgemäße Predigt

lautet das Thema, mit dem die „Pastoralblätter" (Verlag C. L. Ungelenk, Dresden-A. 24) ihren neuen Jahrgang eröffnen. In den einleitenden Sätzen des Herausgebers D. Erich Stange heißt es: „Nicht ohne ein schweres Mißverständnis heraufzubeschwören, glaubt man heute gelegentlich bereits von einer ‚großen Wendung zur Homiletik' oder von einer ‚neuen Stunde' derselben sprechen zu dürfen, nachdem lange Zeit hindurch der schlichte Dienst der Predigt stark in den Hintergrund getreten sei." Demgegenüber soll eine zusammenhängende Reihe von Aufsätzen das Thema „Zeitgemäße Predigt" unmittelbar aus der praktischen Erfahrung des Predigtamtes heraus in Angriff nehmen. Ein Aufsatz über „Wahre und falsche Modernität und Popularität in der Verkündigung" von Pfarrer W. Busch-Essen macht den Anfang. Wenn anschließend Professor Dr. Joseph Wittig über „Fußspuren des lebendigen Gottes in meinem Leben" schreibt und dabei sehr ernste Worte über den Dienst der Verkündigung findet, so darf man auch das als eine Fortsetzung dieser Aussprache betrachten. — Im gleichen Heft der Zeitschrift, die bekanntlich die Augustana-Feier sehr gründlich vorbereitet hatte, spricht jetzt zurückschauend Lic. Flemming über „Die Augustana unter den Händen Schleiermachers", ein Thema, das ja angesichts der theologischen Diskussion der Gegenwart einen ganz besonderen Reiz besitzt.

Berlin W 56 Oberwallstr. 16 a

Gabbe's Lehranstalten mit Internat. Abitur, O. II. R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex. Latinum, Graecum, Hebraicum, 1929 bestanden 30 Abiturienten.

Welcher edeldenkende Chef verhilft einem aus dem Zuchthaus entl. Strafgefang., der in tiefster Not sich befind., 9 Jahre verbüßt weg. pol. Delikt, ehem. Chef u. Chiffr. einer Mil.-Funkenstat. zu einer **Stellung** auf Bibliothek, Redakt., Sekretar. od. Büro, Ueberseefaktorei. Derselbe ist 30 J., led., m. ausgeprägt. protest.-sittlichem Bewußtsein. Höhere Schul- u. kaufm. Bildung, Kenntn. i. Franz. und Engl. Maschinenschr., Stenographie. Mehr. Jahre während d. Strafverbüßung als Bibliothekar d. Anstaltsbücherei, wie als Fakturist, Lohn- u. Steuerberechn. tätig gew.

Angeb. unter **Nr. 4232** an den Verlag der „Christl. Welt".

Ursprungschule

Kloster Urspring bei Schelklingen (Schwäb. Alb) 550 ü. M.

Neugegr. evang. Landerziehungsheim für Knaben und Mädchen, Sexta bis Abitur, Reform-Realgymnasium und Oberrealschule.

Man verlange das Werbeheft.

Der Leiter: Dr. **Bernhard Hell.**

Die Prosaschule

von Dr. Broder Christiansen

(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.

Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23183. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 18. Oktober

Dieser Nummer liegen Prospekte der Verlage: **Georg D. W. Callwey, München; Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart** und **Hochweg-Verlag, Berlin**, bei, zu dem letzteren sei auf den Aufsatz „Neue Apologetik" in voriger Nummer verwiesen.